

Rutger Bregman: Michael Bahnerth über den neuen roten Messias

Nummer 25 – 18. Juni 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Welt spinnt

#MeToo, Klima, Corona, Rassismus, Mohrenköpfe und Milliarden Schulden.

Von Urs Gehriger

Physik, Literatur, Politik

Walter Thurnherr, der klügste Mann im Bundesrat. Von Katharina Fontana

«Biden wird Trump vernichten»

Polit-Strategie James Carville über das Duell ums Weisse Haus.

Von Urs Gehriger

Reto Knutti
Das Märchen
von der zu teuren
Klimapolitik



Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8077 **Dietikon**, Ingrid Siefel Tel. 044 316 13 11
Preis ab CHF 981'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'331'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 6 ½ Zi. EFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 507'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8152 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'150'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.calmacasa.ch




3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

svit
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich

EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand Mai 2020



Berater und Mediator der Bundesräte: Walter Thurnherr.

Wenn er vor zwei Jahren gewollt hätte, wäre er jetzt vielleicht Bundesrat und sässe anstelle von Viola Amherd in der Landesregierung. Doch Walter Thurnherr wollte Bundeskanzler bleiben, ihm gefalle es in dieser Funktion. Der 56-jährige Physiker, der aus einer Arbeiterfamilie im Aargau stammt und schon mehr als sein halbes Leben in der Bundesverwaltung verbracht hat, ist eine der einflussreichsten Personen im Bundeshaus – er ist nicht nur Berater der Landesregierung, sondern auch Mediator, wenn es zwischen den einzelnen Bundesräten scheppert. **Seite 10**

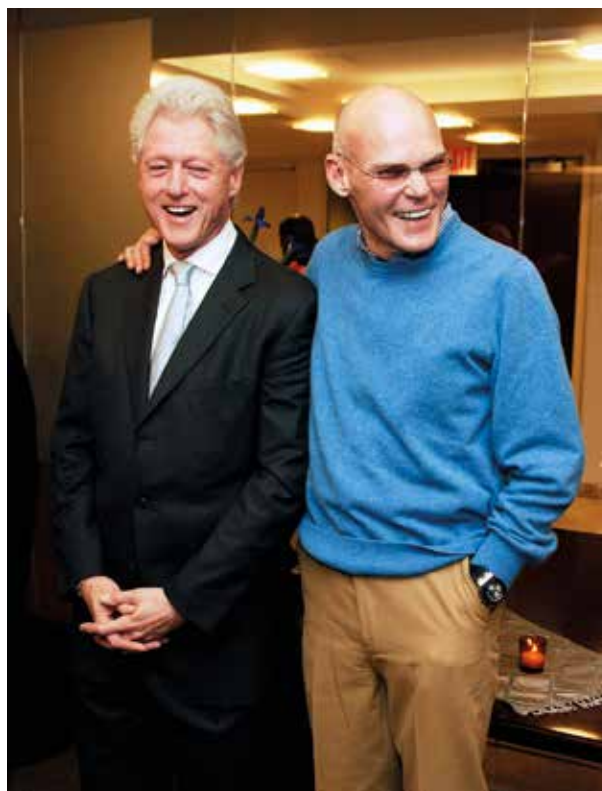
Vor einem Jahr berichtete die *Weltwoche* über die fragwürdige Rolle von Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer im Scheidungsverfahren seiner damaligen Lebenspartnerin. Einiges weist darauf hin, dass der Magistrat seine Funktion nicht sauber von privaten Interessen trennte. Mit Verweis auf seine Privatsphäre erstickte Meyer damals jede Debatte im Keim. Jetzt sieht sich der oberste Richter der Schweiz mit sexistischen Sprüchen konfrontiert, die er am Rande einer Untersuchung wegen Sexismus und Mobbing im trauten Kreis fallen liess. Redaktor Alex Baur zeichnet den Werdegang eines Machers nach, der die Justiz vermenschlichen wollte – und schliesslich an allzu Menschlichem scheiterte. **Seite 24**

New York, in den 1950er Jahren: Der junge Hilfsarbeiter Thomas Sowell stört sich auf dem Arbeitsweg quer durch die City an den grossen Unterschieden. Warum sind manche Gruppen wirtschaftlich erfolgreicher als andere? Warum haben gerade afroamerikanische Gemeinschaften wirtschaftlich oftmals Mühe? Diese Fragen liessen Sowell nicht mehr los. Er studierte Volkswirtschaft, wurde Professor und ist bis heute eine der wichtigsten Stimmen der USA in der Rassenfrage. Eine Wiederentdeckung aus aktuellem Anlass. **Seite 48**

James Carville, 75, gilt als der bekannteste Politberater der US-Demokraten. Er verhalf Bill Clinton zum Wahlsieg mit dem legendären Spruch «It's the economy, stupid». *Weltwoche*-Kolumnistin Amy Holmes kennt Carville seit zwanzig Jahren. Die beiden haben im Kabelfernsehen oft über Politik debattiert, wobei sie

selten miteinander übereinstimmten, aber stets einen respektvollen Umgang pflegten. Nun hat Holmes den Wahlkampfveteranen zur Lage der Demokratischen Partei befragt. Carville zeigte sich siegessicher. Er sagt einen erdrutschartigen Sieg Joe Bidens über Donald Trump voraus. **Seite 32**

Ihre Weltwoche



«It's the economy, stupid»: Carville, Clinton (l.).

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner

Finanzen und Personal: Tien Köppel

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

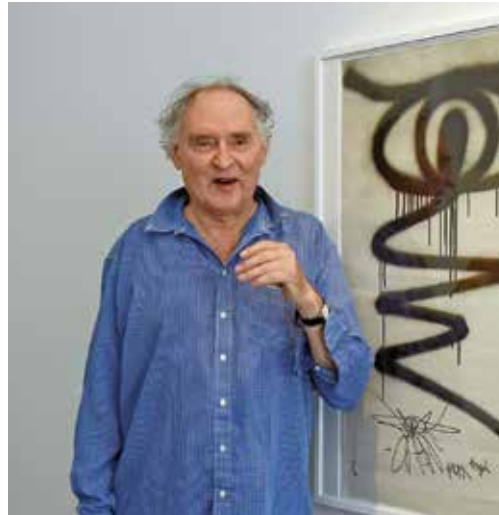
*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

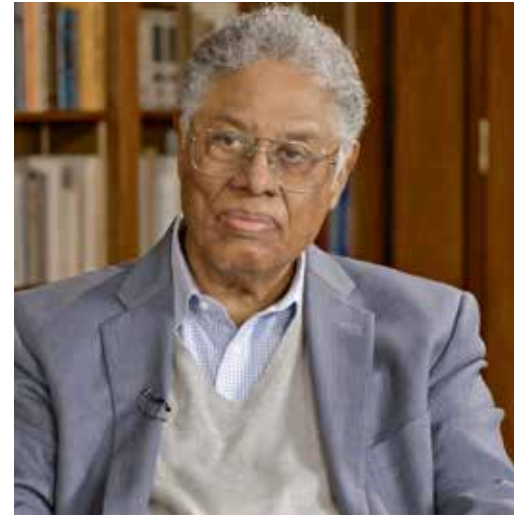
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Von allen Seiten: Doja Cat. Seite 50



Ins Abseits gespragt: Harald Nägeli. Seite 30



«Die grösste Katastrophe, die den Schwarzen widerfahren ist, war die positive Diskriminierung.»

Thomas Sowell: Seite 48

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 7 **Kommentare**
 - Weiss geschminkter Rassismus
- 8 **Schweiz Kränkungen**
- 8 **Raumfahrt Revolution im All**
- 9 **Eilmeldung**
 - Die grosse Vereinnahmung
- 10 **Kopf der Woche** Walter Thurnherr:
 - Der klügste Kopf im Bundesrat
- 16 **Mörgeli**
 - Denkmäler für die Verlierer
- 16 **Bodenmann**
 - Der Mohrenkopf hat ausgedient
- 17 **Medien** «Überholtes Ideal»
- 17 **Die Deutschen** Alltagsrassismus
- 35 **Brief aus Berlin**
 - Herrschaft der Experten

Inland

- 24 **Ulrich Meyer** Der riskante Weg des Bundesgerichtspräsidenten
- 26 **Rassismus für alle**
 - «BLM Swiss Rom» zwingt der Schweiz einen neuen Kulturkampf auf
- 27 **Abkehr vom vernünftigen Weg**
 - Christian Wasserfallen zur CO₂-Steuer
- 28 **Subventionierte Kulturkurzarbeit**
 - Wollen Kulturhäuser doppelt kassieren?
- 37 **Giftige Blumen** Polizisten, die sich mit Demonstranten verbrüderern
- 39 **Stubenhocker aus der Sonnenstube**
 - Aussenminister Cassis bleibt im Büro?

Ausland

- 20 **Die Welt spinnt** Blick von oben auf das Treiben der Menschen

- 32 **«Trump ist schwächer als lauwarmes Wasser»** James Carville prophezeit den Sieg der Demokraten
- 34 **Inside Washington**
 - Trumps Comeback
- 38 **Rutger Bregman**
 - Der neue Messias der Wohlmeinenden
- 44 **Europas Wende in Richtung Asien**
 - Die neue Achse Brüssel-Berlin-Beijing
- 48 **Thomas Sowell** Amerikas Chronist der Rassenfrage klärt auf

Wirtschaft & Wissenschaft

- 14 **Die Märchen von der zu teuren Klimapolitik** Reto Knutti fordert entschiedenes Handeln
- 22 **Psychogener Tod** Tabuisierte Aspekte der tödlichen Verhaftung in den USA
- 29 **Besser leben dank Palmöl**
 - Nüchterner Blick auf eine Pflanze
- 36 **Corona macht Hunger**
 - Fortsetzung des Steuerkriegs
- 40 **Charles de Gaulle** Der Mann, der im Juni 1940 «non» sagte
- 42 **Microsofts fulminantes Comeback** Lichtblick in der Krise

Kultur & Gesellschaft

- 23 **Renzo Piano** Hommage an den italienischen Stararchitekten
- 25 **Religion vs. Homosexualität**
 - Intermezzo mit Kurt Aeschbacher
- 30 **Harald Naegeli**
 - Ein Symptom, das sich überlebt hat
- 43 **Simone de Beauvoir** Enthüllende Biografie über die Philosophin

- 50 **Doja Cat** Die amerikanische Rapperin überfordert die Kritiker
- 51 **Sommer der Liebe**
 - Tagespartys statt Nachtclub
- 56 **Prinz Philip** Bannerträger der freien Meinungsäusserung

Rubriken

- 7 **Im Auge** Peter Haber
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Adrian Hotz
- 18 **Thiel** Distanzhalter
- 18 **Leserbriefe**
- 19 **Fragen Sie Dr. M.**
- 46 **Ikone der Woche**
 - «Die Siesta» von Joaquín Sorolla
- 52 **Fast verliebt** Altlasten
- 52 **Kino**
 - Wo sind die grossen Filme geblieben?
- 53 **Unten durch** Falsche Fähre
- 54 **Wein** Urväter-Riesling
- 54 **Die Bibel** Im Garten
- 55 **Auto** Renault Mégane R.S.
- 55 **Jazz** Rafael Schilt / William Evans / Bänz Oester / Gerald Cleaver
- 58 **Tamaras Welt**
 - Undankbar und unnötig

Jakobiner

Meinungsdespoten und Gesinnungsfanatiker auf dem Vormarsch. Von Roger Köppel

Die Bilderstürmer und Rassismusbekämpfer vermitteln ein falsches Bild. Trotz Corona, trotz täglichen Verbrechen, trotz drohender Wirtschaftskrise, trotz der Unausrottbarkeit rassistischer Einstellungen und Straftaten, begangen von Menschen jeder Hautfarbe, ist die Erde kein verfluchter Ort. Im Gegenteil. Wohl noch nie war eine Gegenwart freundlicher zu ihren Bewohnern.

Die weltweiten Lebensstandards stiegen nie schneller als während der letzten Jahrzehnte. Die Extremarmut fiel zu Beginn des 21. Jahrhunderts erstmals unter 10 Prozent der Weltbevölkerung. Vor fünfzig Jahren lag der gleiche Wert bei 60 Prozent. Die globale Ungleichheit ging zurück, weil Afrika und Asien wirtschaftlich schneller wachsen als Europa und die Vereinigten Staaten. Die Kindersterblichkeit ist so tief wie nie. Hunger wurde nahezu ausgelöscht, die Pocken sind ausgerottet, Malaria und Kinderlähmung auf dem Rückzug.

Nicht Umverteilung und Entwicklungshilfe haben diese Wunder vollbracht, sondern der Kapitalismus, gegen den «Black Lives Matter», Antifa und andere radikale Gruppen derzeit plündernd durch die Strassen ziehen. Überbevölkerung und Unterentwicklung schaffen nach wie vor grosse, auch ökologische Probleme. Aber die industrielle Welt ist im Umgang mit den natürlichen Ressourcen deutlich effizienter und sparsamer geworden. Besonders gilt dies für die Landwirtschaft, die mit immer weniger Verbrauch immer mehr Menschen ernährt. Der internationale Freihandel, genannt Globalisierung, hat die Armen reicher und die Reichen noch wohlhabender gemacht.

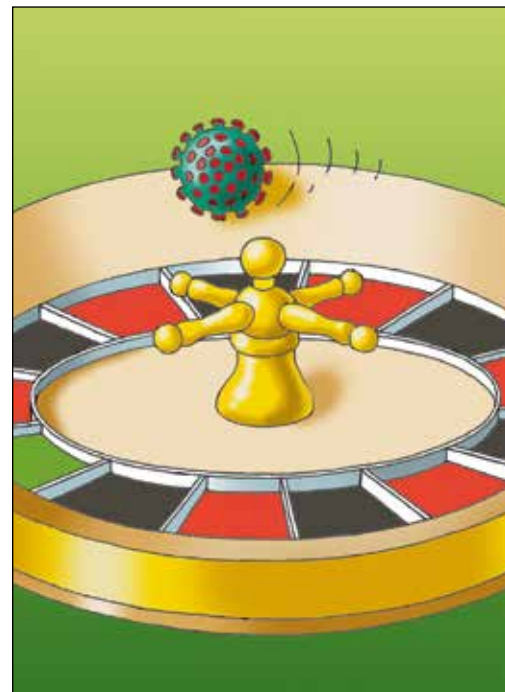
Wir haben heute weniger Kriege, weniger Völkermorde, weniger Sklaverei, weniger Frauenmisshandlung, mehr Kinderrechte und weniger Gewalt als in allen früheren Epochen. Und natürlich haben wir auch weniger Rassismus, wenn man darunter das systematische Unterdrücken und Abschlagen von Minderheiten versteht, die von der Mehrheit als irgendwie andersartig deklariert werden. In seinem aufsehenerregenden Bestseller «Gewalt» schrieb der kanadische Psychologe Steven Pinker: «Der Rückgang der Gewalt dürfte die bedeutsamste und am wenigsten gewürdigte Entwicklung unserer Spezies sein.» Die Geschichte der Menschheit ist für Pinker die Geschichte eines zivilisatorischen Fortschritts.

Je fühlbarer sich die Welt verbessert, desto schwerer haben es Leute, die uns vom Gegenteil

überzeugen wollen. Das ist der Grund, warum die Demonstrationen gegen angebliche Polizeigewalt und Rassismus derzeit so forciert, so verbissen überdreht ausfallen. Die von den Protestlern angeprangerten Missstände haben nur einen beschränkten Wirklichkeitsbezug. Deshalb müssen sie ins Hysterische übertrieben werden. Der grimmige, gewaltbereite Ernst der Kundgebungen hat zum Zweck, Widerspruch zu unterbinden, Kritiker einzuschüchtern. Die Demonstranten wollen nicht überzeugen, sie wollen überwältigen. Ihr Ziel ist ein Klima «repressiver Toleranz». Andersdenkende sollen diffamiert und aussortiert werden.

Die Militanz der linken Moralisiere ist kein Zeichen der Stärke. Die zunehmende Aggressivität rührt auch daher, dass die Linke seit Jahren, und zwar weltweit, an den Urnen verliert. Wo die Demokratie keine Aussicht auf Erfolg mehr verspricht, müssen undemokratische Methoden helfen. Die Gefahr liegt darin, dass sich die etablierten Medien allzu willig den linken Gesinnungsdespoten unterwerfen und sich deren Weltsicht und Wertvorstellungen distanzlos zu eigen machen. Dadurch helfen sie mit, ein beklemmendes, letztlich undemokratisches Klima amputierter Meinungsfreiheit heraufzubeschwören. In der Schweiz lässt sich dieser Vorgang gut beobachten. Die Verlagshäuser Ringier, Tamedia und das staatlich konzessionierte Gebührenfernsehen SRF bilden eine blind harmonisierende Meinungsachse im Sinn der linken Agenda.

Die Schweiz ist etwas vernünftiger und bodenständiger als die USA. Aber auch bei uns sind die neuen Jakobiner auf dem Vormarsch. Die Jakobiner waren eine ursprünglich demokratische, kompromissbereite Oppositionsbewegung gegen die absolute Monarchie im Frankreich am Vorabend der Revolution von



1789. Als die Dinge ihren Lauf nahmen, radikalisierte sich die Gruppe unter der Führung Maximilien de Robespierres allerdings massiv.

Die Jakobiner strebten eine durch und durch moralische Gesellschaft an. Die einwandfreie Gesinnung nannten sie Tugend. Und um der Tugend zum Durchbruch zu verhelfen, war der Terror ihr bevorzugtes Instrument und der Andersdenkende zwangsläufig der Böse. Der blosse Verdacht auf eine «falsche» Gesinnung reichte für ein Todesurteil. Die Guillotine wurde zum Schreckenssymbol der jakobinischen Herrschaft.

Das historische Beispiel zeigt, wohin Moralismus und ideologische Verhärtung führen können. In den USA werden im Namen der gerechten Sache Denkmäler gestürzt, Geschäfte geplündert und Polizisten erschossen. Für die Raserei der guten Absicht bildet der Rechtsstaat keine Grenze.

Auch in der Schweiz knicken sie vor den neuen Jakobinern ein. Die Migros nimmt «Mohrenköpfe» aus dem Sortiment. Die Post trennt sich von einer Mitarbeiterin, die auf den sozialen Medien harmlos die Demonstranten kritisierte. Ein St. Galler Polizeidirektor (SP) findet es «erfreulich», wenn sich Protestler über die Corona-Vorschriften des Bundes hinwegsetzen, während Wirte und Gewerbler weiterhin strengste Auflagen befolgen müssen.

Die Geschichte lehrt: Jakobiner lassen sich nicht beschwichtigen. Gibt man ihnen nach, werden sie nur extremer. Die Franzosen hatten erst dann genug, als Robespierre in immer neuen Säuberungswellen auch seine Mitstreiter als «Gesinnungsfeinde» köpfen wollte. Am Höhepunkt seines Terrors wurde der Fanatiker selber aufs Schafott geführt, und der Spuk war zu Ende. So weit sollten wir es nicht kommen lassen.



A Plus Reinigungen

- Kundenorientiert
- Selbstkritisch
- Partnerschaftlich

... auch in der Krise.



Tel 0844 802 166, info@aplus.ch, aplus.ch



© Pixabay



Bilder: © Ruka Adventures

VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland» Weisse Winterwunderwelt

Hoch oben im Norden Finnlands offenbart der Winter seinen grössten Zauber. Weisse Schneelandschaft, sattes Himmelsblau, sternklare Nächte und bunte Nordlichter: Die sechstägige Lapland-Reise verspricht Entschleunigung und unvergessliche Eindrücke.

Das mystische Land, in dem mehr Rentiere als Menschen leben, beeindruckt mit seiner traumhaften Naturkulisse. Unser Lapland-Abenteuer beginnt bereits mit der Fahrt zum Hotel in Ruka durch die tiefverschneite Landschaft.

Am zweiten Tag besuchen wir ein Rentiergehege und lassen uns auf Schlitten durch den Märchenwald ziehen. Abends gleiten wir mit dem Schneemobil durch die klare Polarnacht. Hoch ist die Wahrscheinlichkeit, hier die geheimnisvollen Nordlichter zu erblicken.

Typische Lappländer sind auch die treuen Huskys mit ihren tiefblauen Augen, die wir am dritten Tag kennenlernen. Es gibt kaum eine schönere und umweltfreundlichere Art, die arktische Wildnis zu durchstreifen, als auf einer Hundeschlittenfahrt (optional).

Für einen Ganztagsausflug nach Rovaniemi, der Hauptstadt Lapplands, können wir uns am vierten Tag entscheiden. Hier besuchen wir das

spektakuläre Arktikum und das berühmte Weihnachtsmannorf (optional).

Sprudelnde Bäche, rauschende Flüsse und Wasserfälle: Das Highlight des vorletzten Tages ist die Schneeschuhwanderung im unvergleichlichen Oulanka-Nationalpark. Mit dem Besuch einer original finnischen Sauna (optional) endet unsere Traumreise – entspannt und bereichert geht es zurück in die Heimat.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland»
13. bis 18. Dezember 2020

Leistungen:

- Flug Zürich–Kuusamo–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück und Abendessen im 4 Sterne «Landeskategorie» Sporthotel Scandic Rukahovi
- 1 Imbiss (am 2. Tag)
- Besuch eines Rentiergeheges und Fahrt im Rentierschlitten
- Nachtfahrt mit einem Schneemobil
- Schneeschuhwanderung zum Oulanka-Nationalpark

Zusätzlich buchbar:

- Husky-Safari (Fr. 185.–)
- Rovaniemi-Ausflug (Fr. 145.–)
- Sauna inkl. Dinner (Fr. 145.–)
- Eisfischen, 3 St. inkl. Schlittenfahrt (Fr. 95.–)
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis (pro Person im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2180.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 2480.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Weiss geschminkter Rassismus

Von Peter Keller — Okay, dunkle Mohrenköpfe sind verbannt. Was aber ist mit weissen Mohrenköpfen? Und muss sich jetzt auch Mauretanien umbenennen?



Schwarzer Heiliger, weisser Ritter.

Nun also der Mohrenkopf. An einer kleinen Süssigkeit für zwischendurch entzündet sich die nächste Erregung.

Ausgelöst durch die brutale Tötung eines schwarzen Gewohnheitskriminellen durch einen weissen Polizisten in den USA, gehen auch in der Schweiz Tausende Demonstranten gegen Rassismus auf die Strasse. Und sozusagen stellvertretend den Mohrenkopf hinhalten muss ein kleiner Schokoladenproduzent aus dem aargauischen Waltenschwil. Nach einem einzigen anonymen kritischen Tweet nahm die Migros den Dubler-Mohrenkopf umgehend aus dem Sortiment.

Schon 2018 wurde eine Petition gegen die Firma lanciert. Doch der Patron, Roland Dubler, 73, weigert sich bis heute und «solange ich lebe», sein Produkt umzubenenen. Der Begriff «Mohrenkopf» sei nur dann diskriminierend, wenn er etwas Schlechtes bezeichne – und seine Mohrenköpfe würden bei den Menschen ein Lächeln auslösen.

Der dunkle Gefährte verschwindet

Nun, in einem Land wie der Schweiz, wo sich «Polizeigewalt» vor allem darin zeigt, dass uniformierte Sicherheitskräfte und Sanitäter im Notfalleinsatz bespuckt, beleidigt und angegriffen werden, mag es verständlich sein, dass es einfacher ist, eine antirassistische Moh-

renkopf-Debatte zu führen als über eine praktisch nicht existierende Gewalt seitens der Polizei. Doch einfacher ist nicht unbedingt klüger.

Zum einen leitet sich der Begriff «Mohr» aus dem Lateinischen *maurus* ab und meint die früheren Bewohner der nordafrikanischen Provinz Mauretanien und später insgesamt Menschen mit dunklerer Hautfarbe. Die Walliser Ortschaft Saint-Maurice erinnert an den heiligen Mauritius, Anführer der Thebaischen Legion aus dem heutigen Ägypten, der sich weigerte, auf Befehl des Kaisers andere Christen niederzumetzeln, und dafür um 290 zusammen mit seinen Soldaten den Märtyrertod starb, ohne sich zur Wehr zu setzen. Eine ganze Truppe heiliger Mohrenköpfe also.

Der fromme Mauritius findet sich auch auf dem Wappen von St. Moritz – allerdings mit blütenweissem Gesicht; im Gegensatz zur Gemeinde Möriken im Aargau, die sich für ihr Wappen mit Mohrenkopf mit wulstig-roten Lippen dauernd rechtfertigen muss. Wenn eine weisse Person sich schwarz schminkt, etwa für eine Schauspielrolle oder für die Fasnacht, dann fällt sofort das Verdikt «blackfacing», das einer rassistischen Handlung gleichkommt. St. Moritz hat umgekehrtes «blackfacing», also «whitfacing», betrieben. Ist das jetzt weniger diskriminierend, aus einem schwarzen Heiligen einen weissen Ritter zu machen?

In der Weihnachtsgeschichte ist unter den drei Weisen aus dem Morgenland, die dem frischgeborenen Jesuskind mit Geschenken aufwarten, auch ein Mohrenkopf dabei. Aus Sorge vor Rassismuskritik verschwindet dieser zusehends aus den Darstellungen. Auch die Sternsinger, die rund um das Dreikönigsfest die Haushalte besuchen und mit Liedern erfreuen, verzichten weitgehend auf ihren dunklen Gefährten. Dabei zeigt die Kirche mit ihren unterschiedlichsten Protagonisten, dass sie eben universal ist und alle Menschen, unabhängig von ihrer Hautfarbe und auch vom Geschlecht, mit einschliesst.

Damit bleibt die bange Schlussfrage: Was ist eigentlich ein Mohrenkopf mit weissem Schokoüberzug? Besonders raffiniert getarnter Rassismus? Der Schweizer Mohrenkopf-Patron Roland Dubler muss keine kulturhistorischen Abhandlungen bemühen oder ironischen Kommentare anbringen. Seine Definition – was fein ist und Freude macht, kann nicht diskriminierend sein – ist so genial wie einfach. Insofern lautet das beste Rezept gegen die akute Rassismushysterie: die Augen schliessen, in einen Mohrenkopf beißen und lächeln.

Der Rätselmord



Peter Haber, Kommissar Martin Beck.

Er sei ein «schüchterner Mann, wie alle Schauspieler», und flüchte sich in Rollen. Er kann auch Opern singen, und er spielt auf der Bühne abgründige Figuren Shakespeares oder Goethes Götz von Berlichingen. Auch mühelos in Deutsch, sein Vater kam aus Remscheid. Aber quasi hauptamtlich hält er den Glauben an die Gerechtigkeit in dieser Welt hoch. Kommissar Martin Beck trifft im nächtlichen Stockholm seinen schrägen rothaarigen Balkonnachbarn mit der Halskrause, der ihm absolut noch rasch eine Verschwörungstheorie oder auch nur eine schlüpfrige Weisheit über Frauen erzählen muss, bloss damit Beck mit ihm den ultimativen Hochprozentigen vor dem Schlafengehen schluckt.

Ein wunderbarer Running Gag der Endlos-Serie um den melancholischen Chefermittler, und irgendwie denkt man, es seien diese beiden, die das Geheimnis um den Mord am schwedischen Ministerpräsidenten Olof Palme im fernen Jahr 1986 aufdecken würden. Nur noch die Fiktion kann den Fall (auf)lösen, nachdem die Justiz gerade endgültig und ohne Urteilsmöglichkeit die Akte geschlossen hat. Zumal der TV-Kommissar Beck aus der Pension zurückgeholt wurde. Der Schauspieler Peter Haber, 67, spielt ihn seit 1997. Das ungesühnte Palme-Attentat hatte diese Atmosphäre latenter Gefahr, schleicher Verunsicherung entstehen lassen, ausgerechnet im sozialen Musterstaat Schweden. Damals verschwand die Naivität des Seins, erkannte Haber. Der anarchistische Krimiautor Per Wahlöö hatte die dunkle Vorausahnung, als er, gemeinsam mit Maj Sjöwall, die zehn Kommissar-Beck-Romane schrieb. Er ist seit 1975 tot. Die Flut der Drehbücher der weiteren Folgen hat Sjöwall (sie starb am 29. April) als «Übermutter» (so Haber) überwacht. Mankells Wallander begann zu ermitteln, später schrieb Stieg Larsson seine fesselnde, diabolische «Millennium-Trilogie». Um Beck wird es einsam, sein rabiater Sidekick Gunvald starb den Serientod, die forsche Tochter Inger ruft selten an, und im Polizeibüro wird nur noch politisch korrekt geredet. Peter Hartmann

Kränkungen

Die beiden Epidemiologen Salathé und Althaus streiten sich. Es geht nur in zweiter Linie um die Sache.

Die Epidemiologen Christian Althaus von der Uni Bern und Marcel Salathé von der ETH Lausanne sind die heftigsten Kritiker des Bundesamts für Gesundheit (BAG) und von «Mister Corona» Daniel Koch. Insbesondere Althaus warf in einem Interview mit der NZZ dem BAG schon früh vor, es unterschätze die Gefährlichkeit dieses Virus. Vor vierzehn Tagen eskalierte der Streit. Auslöser war ein Artikel der NZZ am Sonntag, in dem Althaus und Salathé dem BAG vorwarfen, sie hätten dort bereits im Januar Alarm geschlagen. Das Amt habe ihre Warnung aber nicht ernst genommen. Wenn man auf sie gehört hätte, wäre der Shutdown, also die Stilllegung der Schweiz, nicht nötig gewesen.

Althaus wollte Job beim Bund

Die Heftigkeit des Angriffs überrascht. In der Schweiz ist man es nicht gewohnt, dass sich Experten öffentlich derart auf ein Bundesamt einschliessen. Deshalb fragen sich viele in Bern, ob da alte Rechnungen beglichen wurden. Ging es um gekränkte Eitelkeiten? Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, hat sich Althaus tatsächlich vor einiger Zeit beim BAG beworben, ist dort jedoch abgeblitzt. «Für diese Stelle war ich nach ausführlichen Gesprächen leider etwas überqualifiziert», sagt er dazu. Man habe damals interessante Diskussionen darüber gehabt, inwiefern epidemiologisches Fachwissen und der Kontakt zur Wissenschaft gestärkt werden sollten. «Insbesondere für eine Situation, wie wir sie jetzt sehen», so Althaus. «Dass diese so schnell eingetreten ist, hätte ich natürlich nicht erwartet.» Althaus bemühte sich also erfolglos um einen Job, der den Kontakt zwischen BAG und Experten verbessern sollte. Genau das ist jetzt auch der Kern der Kritik von Althaus und Salathé an die Adresse des BAG.

Ob es besser herausgekommen wäre, wenn das Amt auf die beiden Epidemiologen gehört hätte? Dass Berset und sein BAG das Coronavirus zuerst unterschätzt haben, ist eine Tatsache. Andererseits haben die Epidemiologen das Virus etwas überschätzt. Althaus schloss ein Szenario mit 30 000 Toten nicht aus. Beim Treffen mit Bundesrat Alain Berset am 18. März forderten er und Salathé drastische Massnahmen, etwa eine Ausgangssperre. Den Peak der Epidemie erwarteten sie erst im Juni. Auch das war nicht gerade eine Punktlandung.

Hubert Mooser

Revolution im All

Von Bruno Stanek — Mit seinen Raketen stellt Hightech-Pionier Elon Musk alles bisher Dagewesene auf den Kopf. Was bedeuten seine privaten Raumfahrten für die Menschheit?

Eigentlich sind es zwei Raketen, mit denen Elon Musk die Welt verändert: erstens die «Falcon 9», mit der er heute schon sein Geld verdient, und zweitens das «Starship», mit dem er die Raumfahrt beziehungsweise die Welt verändern wird. Fangen wir von vorne an, im Jahr 2002. Als Multitalent hatte Musk ein heute unbedeutendes Satellitenprojekt, das er einzig mit einer billigen russischen Rakete realisierbar sah. In Moskau hat man sich über ihn (1971 geboren) nur lustig gemacht, nicht ahnend, dass er schon zehn Jahre später Grund hatte, die Russen (und die Nasa!) zu demütigen. Dank Softwareprojekten, mit denen er schon ein paar hundert Millionen verdient hatte, konnte er die Firma Space X gründen und eine de facto unkopierbare Rakete bauen. Ein autodidaktischer Raketenbastler, Tom Mueller, hat ihm mit Merlin ein Triebwerk konstruiert, das den höchsten Schub pro Gewicht hatte. Dank unterkühlt komprimiertem Sauerstoff und Kerosin liess sich mehr Energie in die Tanks füllen. Die neun Motoren (einer im Zentrum) erwiesen sich als genau richtig, um die ausgebrannten superleichten Erststufen sanft zurückfallend mit dem einen Triebwerk ohne zu viel Schub weich landen zu lassen.

Drei-Welten-Zivilisation

Noch zwei Jahre vor dem ersten Erfolg Ende 2015 glaubte ich selber erst daran, als ich nachgerechnet hatte und sah: Der Resttreibstoff reicht für das fast unglaubliche Wunder! Die Konkurrenz stand weltweit mit falsch gebauten Raketen (die mangels Schub oft Booster zum Abheben brauchten) im Abseits. Eine «Falcon 9» kostete selbst im Wegwerfmodus nur 62 Millionen Dollar, während ein vergleichbarer Start 150 bis 400 Millionen verschlang. Die Wiederverwendbarkeit der Erststufen senkte den Preis noch weiter, was man lediglich erahnen konnte, nachdem Musk alle Konkurrenten inner- und ausserhalb der USA unterboten hatte.

Aus dem Gedanken, auch die viel rascher zurückfallenden Zweitstufen zu bergen, hat Musk gelernt, wie die Mutter aller Raketen gebaut werden muss: als 100-prozentig wiederverwendbare Raumschiff-Zweitstufe (das «Starship»), mit einem Super-Heavy-Booster nach dem Muster der «Falcon 9» – nur alles zehnmal schwerer, über 5000 statt 555 Tonnen – und mit dem grösseren Methan-Triebwerk Raptor aus dem Werk bei Los Angeles, an dessen Idealtechnologie sogar die Spitze russischer Raketentechnik seit je gescheitert ist. «Starships» baut Musk mit nur 900 statt



«Mit einer 30-Stundenwoche lässt sich die Welt nicht verändern»: Multitalent Musk.

7600 Mitarbeitern in Boca Chica, Südtexas, und nicht im teuren Kalifornien. Alle zwei bis drei Wochen werden diese in verbesserten Modellen entwickelt, bei Hüpfertagen bis fast in den Orbit risikobereit ausgetestet, und dann erst wird der Booster gebaut. Nur mit ihm wird der Orbit ganz erreicht und dank Hitzeschild zuletzt senkrecht landend zur Erde zurückgekehrt. Dort oben, nachgetankt mit Treibstoff aus anderen «Starships» (statt Fracht), kann man weiter zu Mond und Mars fliegen. Weil deren Schwerkraft geringer ist und der Mars eine 98-prozentig passiv bremsende Atmosphäre aufweist, kann ein «Starship» sogar zur Erde zurückkehren.

Die «Falcon 9» wird im Sommer den hunderten Start haben (einige bereits fünfmal wiederverwendet) und in der Heavy-Version als zurzeit stärkste Rakete die Welt beeindruckend – aber wegen erst dreier Einsätze und der Kompliziertheit nicht den Puristen Musk. Er setzt ganz auf das «Starship», welches das Flugzeugzeitalter im All einleiten soll, denn er will davon im Stil von Jumbos viele Hunderte konstruieren, den Mars besiedeln und eine Drei-Welten-Zivilisation aufbauen. Seine erfolgreichen Auto-, Batterie- und Tunnelabriken sowie das Satelliten-Internet Starlink helfen ihm dabei. 1957 bei Sputnik hiess es: Nur eine Diktatur kann Raumfahrt betreiben! 1969: Nur der Staat kann's! 2020 nun: nur die Privatindustrie. «Mit einer 30-Stunden-Woche lässt sich die Welt nicht verändern», sagt er. Erfinder Thomas Edison (1847–1931) wäre sicher einverstanden.

Bruno Stanek ist Mathematiker und Raumfahrtexperte.

Die grosse Vereinnahmung

Von Beat Gygi — Das Parlament hat in der Sommersession Ausgaben und Eingriffe beschlossen, wie man es bisher nicht erlebt hat. Die Politiker sind nach Corona nicht vorsichtiger, sondern verwegener geworden.

Das Parlament hat in der Sommersession, die jetzt zu Ende geht, die Umverteilung zu neuen Rekorden getrieben, hat ausgewählten Gruppen Freude bereitet und vielen anderen neue Sorgen, vor allem Schulden aufgeladen. Das liegt in der Natur des Umverteilens von Geld und Vorteilen via Politik; den einen wird etwas weggenommen, den anderen gegeben. Gemessen an der Geldsumme, war der grösste Brocken das Ja beider Kammern zum Kreditpaket von weiteren 14,9 Milliarden Franken zur Bewältigung der Corona-Krise. Der grösste Teil soll an die Arbeitslosenversicherung gehen, um die enorm gestiegenen Entschädigungen für Kurzarbeit zu finanzieren. Zusammen mit der früheren Tranche summieren sich diese ausserordentlichen Ausgaben auf gut 30 Milliarden Franken, und nach der Einschätzung des Bundesrats könnte das Defizit Ende Jahr 40 Milliarden Franken erreichen. Daneben stehen die 40 Milliarden Franken, die fürs Garantieren der im März blitzartig und locker vergebenen Corona-Kredite bereitgestellt wurden.

«Schreibe drei, behalte zwei»

Es scheint, dass diese Riesensummen das Parlament nicht gross belasten, es jedenfalls nicht vorsichtiger machen, sondern eher verwegener im Eingreifen und Umverteilen. Dass im Mietrecht hoheitlich eine Zinsreduktion wegen Corona befohlen wurde, ist eine neue Erscheinung. Und jetzt sind die Politiker auf eine Art und Weise an die Umsetzung der Energiestrategie herangegangen, als ob es in der Wirtschaft keine anderen Belastungen gäbe. Neben dem Einkassieren und Auszahlen grosser Summen sind Politik und Verwaltung auch darauf aus, dass sie einen Teil des Geldes selber in der Hand behalten. «Schreibe drei, behalte zwei», etwa so ging es in der Session beim Riesenprojekt Totalrevision des CO₂-Gesetzes zur Fortsetzung der Energiepolitik nach 2020 zu. Ende 2018 war die CO₂-Vorlage im Nationalrat gescheitert, nun hat sie die gleiche Kammer in neuer Parteienzusammensetzung erneut aufgenommen, nachdem der Ständerat inzwischen daran weitergearbeitet hatte.

Das Paket sieht vor, dass allen Bürgern zuerst Geld weggenommen wird vor allem in Form von CO₂-Abgaben und ein Teil der Summe an die Bevölkerung zurückverteilt wird – aber lan-

ge nicht alles. Besonders publikumswirksam war der Beschluss, Flugtickets bei Schweizer Abflügen mit einer Abgabe zu belasten, die 30 bis 120 Franken betragen soll. Dies im Schweizer Alleingang. Offiziell will man damit das Verhalten der Leute lenken nach dem Motto: Wer CO₂-Ausstoss verursacht, soll möglichst Kilogramm für Kilogramm dafür bezahlen, das soll die Motivation steigern, künftig Emissionen zu vermei-



Raffiniertes Vehikel: Umweltministerin Sommaruga.

den, zugunsten des Klimas. Kritiker prognostizieren für diese Abgabe zwei Lenkwirkungen: Erstens werde Flixbus mehr Kunden mit dem Ziel München erhalten, zweitens würden Flughäfen wie München oder Mailand stärker frequentiert.

Eine CO₂-Abgabe gilt bereits auf fossilen Brennstoffen wie Heizöl, Erdgas, Kohle et cetera. Der Abgabesatz stieg Anfang 2018 von 84 auf 96 Franken pro Tonne CO₂, was etwa 25 Rappen pro Liter Heizöl oder Kilogramm Erdgas ausmachte. Jetzt soll der Maximalsatz auf 210 Franken erhöht werden. Bisher summierten sich die CO₂-Abgaben auf rund 1 Milliarde Franken pro

Jahr, sie könnten also auf weit über 2 Milliarden steigen. Plus Flugticketabgaben.

Auch Autofahren soll für die Bürger teurer werden, bis 2024 um bis zu zehn Rappen pro Liter Treibstoff. Für Treibstoffe, also vor allem den Verkehr, gilt heute, dass ein Teil der da entstehenden CO₂-Emissionen kompensiert wird. Die Treibstoffimporteure müssen in Projekte investieren, die anderswo CO₂-Emissionen reduzieren. Bei versäumter Kompensationspflicht soll der Bund 320 Franken pro Tonne einfordern können. Das ist ein Extrempreis.

Verführung von ganz oben

Aber wie gesagt: Lange nicht alle Einnahmen aus sogenannten Lenkungsabgaben fliessen an die Bevölkerung zurück. Ein gewichtiger Teil soll nun in einen Klimafonds geleitet werden, den der Staat unter Kontrolle hat und aus dem er Subventionen weitgehend nach eigenem Ermessen für Klimaschutz aller Art vergeben kann. Zumindest das Klima unter den Subventionsempfängern dürfte sich damit verbessern. «Wir haben nun im Energiesektor eine zweite Landwirtschaftspolitik geschaffen», lautete ein Kommentar aus der Industrie. So wie es aussieht, dürfte dieser Fonds rund eine Milliarde Franken jährlich oder mehr umsetzen. Ein Drittel der Erträge aus der CO₂-Abgabe bis maximal 450 Millionen Franken und knapp die Hälfte der Flugticketabgabe sind dem neuen Topf zugeordnet.

«Der Klimafonds verleiht dem CO₂-Gesetz Flügel», jauchzte man in der SP, dieser Geldtopf fungiere als Katalysator für Investitionen und Innovationen. Nach wirtschaftlicher Logik heisst das, dass also viele Investitionen dabei sein dürften, die man unter normalen Umständen nicht machen würde.

Ein besonders raffiniertes Vehikel zum Schutz der Energiestrategie 2050 hat Umweltministerin Simonetta Sommaruga mit dem Forschungsinstrument Sweet auf den Weg gebracht. Nicht nur die Abkürzung für Swiss Energy Research for the Energy Transition tönt verführerisch, auch die Spielregeln sind es. Was seit Jahren

an Hochschulen und Forschungsinstitutionen in der Energieforschung und -entwicklung läuft, soll in diesen neuen Rahmen beim Bundesamt für Energie gebracht werden. Dies mit einer Sicherung der Finanzierung im Umfang von knapp 150 Millionen Franken auf zwölf Jahre hinaus, als eine Art Nische für Energieforscher, die da nicht durch Konkurrenten aus Chemie, Biotechnologie oder Maschinenbau bedrängt werden. Mit dem Klimafonds und dem Sweet-Vehikel wird das Umweltdepartement eine treue Energie- und Gewerbe-Klientele um sich scharen können, die die Energiestrategie stützen wird.

Der klügste Kopf im Bundesrat

Von Katharina Fontana — Bundeskanzler Walter Thurnherr ist die Graue Eminenz im Bundeshaus und schlichtet auch schon mal zwischen einzelnen Bundesräten. In Bundesbern ist es dem Überflieger öfter zu eng.

Zwar habe ich wie Albert Einstein die alte Kantonsschule Aarau besucht und bin wie er nachher theoretischer Physiker und dann Bundesbeamter geworden. Aber weshalb unsere Wege danach so grauenhaft weit auseinandergegangen sind, ist noch heute Gegenstand intensiver Gespräche zwischen mir und meinem Therapeuten.» Das nennt man kokettierendes Tiefstapeln. Denn Walter Thurnherr, der dies in einer seiner launigen Reden gesagt hat, kann zwar nicht mit dem Nobelpreis für Physik aufwarten, er zählt aber zu den einflussreichsten politischen Persönlichkeiten der Schweiz – immerhin.

Bern-untypische Eigenwilligkeit

Die letzten Wochen, als der Bundesrat das Land wegen der Corona-Pandemie im Alleingang regierte, waren auch für den Stabschef der Landesregierung ein Parforceritt. «Normalerweise gibt es pro Geschäft einen Vorlauf von rund drei Wochen. Von Mitte März bis Anfang Mai war das anders: Wir nahmen die Geschäfte bis Mitternacht entgegen, prüften und übersetzten sie, die Stäbe aller Departemente und der Bundeskanzlei schauten sich die Anträge an, schrieben Mitberichte und Stellungnahmen, und am anderen Morgen um 9 Uhr hat man entschieden», beschrieb Thurnherr den Ausnahmezustand in einem Interview mit dem *Blick*. Statt einer habe es fünf Bundesratssitzungen pro Woche gegeben, ein Teil der Bundesverwaltung habe rund um die Uhr gearbeitet. Es sei «bestimmt richtig, dass wir schnell wieder aus dem Notverordnungsmodus rauskommen».

Thurnherr sieht sich nicht als den «achten Bundesrat», wie er wiederholt klargemacht hat – eine Bezeichnung, die auf den Christlichdemokraten Karl Huber zurückgeht, der von 1968 bis 1981 Bundeskanzler war. Doch Parallelen sind offensichtlich. Mit Huber hat Thurnherr nicht nur die Parteizugehörigkeit gemein. Jener amtierte vor der Wahl zum Bundeskanzler als Generalsekretär des Volkswirtschaftsdepartements und hatte sich dabei einen hervorragenden Ruf erworben. Thurnherr seinerseits war Generalsekretär in gerade drei Departementen und bewies in diesen Funktionen ebenfalls, wie talentiert er sich auf die Machtmechanik versteht. Und wie früher Huber, so sieht sich auch Thurnherr nicht als apolitischen Oberkanzlisten wie einige seiner Vorgänger und Vorgängerinnen, sondern er bringt sich zielstrebig in die Regierungspolitik ein und macht auch kein Geheimnis daraus.

So schreibt der Bundeskanzler regelmässig Mitberichte zu den Geschäften, die aus den sieben Departementen stammen, und er redet auch im Bundesratszimmer mit. Abstimmen darf er nicht, das ist Sache der sieben Bundesräte – doch wer braucht abzustimmen, wenn er schon im Vorfeld die Weichen in die gewünschte Richtung stellen konnte? Oder während der Diskussion die Anwesenden mit seinen Argumenten überzeugt?

Man kann den 56-jährigen Thurnherr mit Fug als Ausnahmerecheinung innerhalb der Bundesverwaltung bezeichnen. Er ist ein aufgeräumter Kopf, er redet direkt und ungekünstelt, und er legt eine Eigenwilligkeit an den Tag, die für den Bundesberner Betrieb untypisch ist. Thurnherr stammt aus dem Aargauer Freiamt,

«Ich finde Menschen attraktiv, die einen zum Lachen bringen.»

er wuchs in Wohlen auf, in der Nähe von Doris Leuthard. Sohn einer sechsköpfigen Arbeiterfamilie, schlug er als Erster in der Familie den akademischen Weg ein, studierte Mathematik und Physik. Dem Rat seines Geschichtslehrers, Geschichte zu studieren, folgte er nicht, denn dies könne man sich selber beibringen.

Machtfülle und Netzwerk

Nach ein paar Jahren am Mathematischen Institut der Universität Bern stiess er zufällig – so jedenfalls schildert er es – auf ein Plakat, mit dem der Bund Kandidaten für den diplomatischen Dienst suchte. Er bewarb sich und wurde angenommen – ein Exot unter den Juristen und Historikern, aus denen sich das Diplomatencorps traditionell zusammensetzte. Mit Mitte zwanzig wurde Thurnherr im weltpolitisch höchst interessanten Jahr 1989 nach Moskau geschickt. Nach weiteren Auslandsinsätzen kam er 1997 in die Schweiz zurück, stieg zum Generalsekretär im Aussendepartement auf und zog im Laufe der Jahre über das Volkswirtschaftsdepartement ins Umwelt- und Verkehrsdepartement von Doris Leuthard, mit der er in ausgesprochen gutem Einvernehmen stand. Die CVP war für ihn als Aargauer aus dem Freiamt die logische Partei; laut einem Blindtest zu seinen politischen Präferenzen, so erzählte er der *Weltwoche* vor ein paar Jahren, wären auch noch die Grünliberalen in Frage gekommen. Seit zwanzig Jahren lebt der

Aargauer mit seiner Familie in Sigriswil oberhalb des Thunersees.

Mächtige und einflussreiche Persönlichkeiten sind im Bundesberner Betrieb nicht nur gut gelitten. Auch Walter Thurnherr dürfte seine Neider haben, seine Machtfülle und sein Netzwerk werden nicht allen geheuer sein. Doch interessanterweise ist über ihn kaum etwas Negatives zu hören. Auch im Parlament kommt er hervorragend an: Bei seiner Wahl 2015 und der Wiederwahl 2019 erzielte er Glanzresultate und überflügelte stimmenmässig jeden der Bundesräte.

Als Chef wird Thurnherr als sehr bestimmend beschrieben, mit einer Tendenz zur Launenhaftigkeit. Er habe mitunter eine schnöde Art, mit den Leuten umzugehen. Er gilt als blitzgescheit, als Mann mit Witz, als einer, der schnell denkt, der aber auch handkehrum Leute, die nicht derartige Überflieger sind wie er und die mit seinem Tempo nicht Schritt halten können, vor den Kopf stösst. Wenn ihn ein Gesprächspartner langweile, heisst es, verberge er das nicht und fange auch schon mal an, mit seinem Handy zu hantieren, statt dem Gegenüber zuzuhören. Die Routinearbeit der Bundeskanzlei selber scheint Thurnherr nicht besonders zu interessieren. Auch hapert es weiterhin mit der seit langem anstehenden Modernisierung der Plattform der Amtlichen Veröffentlichungen des Bundesrechts – ein Projekt, für das die Bundeskanzlei verantwortlich ist und das wegen der Budgetüberschreitungen bereits die Finanzkontrolle auf den Plan gerufen hat.

Thurnherr macht kein Geheimnis daraus, dass er die Bundesverwaltung und ihr Personal mitunter zu verknöchert findet. Er selber sagte es in einem Gespräch mit der Journalistin Anna Maier so: «Ich finde Menschen attraktiv, die einen zum Lachen bringen, die eine gewisse Heiterkeit, eine Aufbruchsstimmung versprühen, Drive haben.» Ranzig werde er dagegen bei Mitarbeitern oder Ämtern, die ein Dossier blockierten und immer einen Grund erkannten, warum etwas nicht gehe. Da lasse er eine Situation auch schon mal eskalieren. Personalpolitik hält er für enorm wichtig, denn gute Chefs würden gute Leute nachziehen.

Dass er nicht nur Intelligenz besitzt, sondern auch Esprit, beweist der Bundeskanzler in seinen Reden, die gleichermaßen gehaltvoll wie unterhaltsam-selbstironisch sind, ohne Plattitüden auskommen und in denen die breite Bildung des Redners elegant aufscheint. Spricht er über den Holocaust, zitiert er den italienischen



Intelligenz und Esprit: Stabschef Thurnherr.

Schriftsteller Primo Levi, hält er auf dem Rütli die 1.-August-Rede, kommt der Basler Historiker Herbert Lüthy zum Zug. Thurnherr ist ein grosser Fan von Gottfried Keller, er hat die Biografien der meisten US-Präsidenten gelesen und schätzt die angelsächsische Schule der Geschichtsschreibung. Regelmässig ruft er das Publikum – namentlich auch Journalisten – dazu auf, selber zu denken und sich dabei anzustrengen. Dass die Leute nicht einfach glauben sollen, was ihnen von den Obrigkeiten erzählt wird, sei wichtig und mache die Schweiz aus. Man dürfe den Bürgern durchaus etwas zumuten.

Ausbruch aus dem Politzirkus

Bei den sieben Bundesräten geniesst der Bundeskanzler sehr viel Prestige. Er ist die Anlaufstelle für jeden einzelnen von ihnen, er gibt Ratschläge zu Dossiers, die er selber aus seiner Zeit als Generalsekretär kennt, und zeigt, welches der cleverste Weg ist, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, Fallstricke zu vermeiden und, falls nötig, Kompromisse zu erzielen. Manchmal spielt er auch den Mediator, so etwa, als er zwischen Justizministerin Karin Keller-Sutter und Aussenminister Ignazio Cassis vermittelte, die sich wegen des Europadossiers in die Haare geraten waren und sich beim Bundeskanzler zum gemeinsamen Gespräch trafen. Das gelingt nur jemandem, der Charisma und Erfahrung hat und von dem man weiss, dass er über der Sache steht. In den Bundesratssitzungen äussere er nie politische Präferenzen, sagt Thurnherr selber. Er verstehe sich mit allen Bundesräten, tönt es aus seinem Umfeld, er ärgere sich abwechselnd einmal über die einen, einmal über die anderen.

Warum ist so ein Kaliber von Mann nicht Bundesrat, warum begnügt er sich damit, den sieben zuzudienen? Vor bald zwei Jahren, als der Sitz von Doris Leuthard frei wurde, war Thurnherr als möglicher Kandidat durchaus im Gespräch, und er wäre wohl der Wunschkandidat so einiger Parlamentarier gewesen – wenn auch nicht jener Köpfe aus der CVP, die sich selber auf diesem Posten sahen, der schliesslich Viola Amherd zufiel. Thurnherr wird sich ob so viel Anerkennung wohl geschmeichelt gefühlt haben, doch er versicherte stets glaubhaft, dass er lieber Bundeskanzler bleibe und kein Interesse habe, in die Landesregierung zu wechseln.

Man kann es verstehen: Thurnherr ist die graue Eminenz im Bundeshaus, einflussreich und meinungsbildend wie kein Zweiter. Gleichzeitig kann er es sich erlauben, hin und wieder aus dem «Affentheater», als das er das Bundeshaus auch schon bezeichnet hat, auszubrechen und in den Bergen herumzuwandern, was er liebend gerne tut. Zudem muss er sich als Bundeskanzler nicht dauernd selber in der Arena herumbalgen, sondern kann den Politzirkus vom Rand aus mitverfolgen. Man darf davon ausgehen, dass er dabei nicht selten Gelegenheit zum Lachen hat.

Personenkontrolle

Maurer, Töngi, Berset, Bianchi, Rossini, Marti, Kiko, Suter, Salathé, Aguzzi, Jäger, Cirillo, Clooney, Ferguson, Johnson, Hofreiter

Ueli Maurer, Klimaschützer, verordnet den Bundesangestellten «Zug statt Flug». Ab dem 1. Juli gelten neue Regeln für Dienstreisen, die der Finanzminister im Auftrag der Landesregierung erlassen hat. So müssen sämtliche Mitarbeiter bei einer Reisezeit von bis zu sechs Stunden künftig den Zug nehmen. Das Fliegen selber ist auch kein richtiger Genuss mehr, denn künftig sitzen die Bundesmitarbeiter bis hinauf zum Amtsdirektor mit dem billigsten Arrangement in der Economy-Klasse. Business-Klasse darf nur bewilligt werden, wenn der Flieger mindestens neun Stunden in der Luft ist. In Sachen Klimaschutz noch ehrgeiziger zeigt man sich im Parlament: So verlangt ein von den beiden Ratsbüros gutgeheissener Vorstoss des Grünen Michael Töngi, dass National- und Ständeräte künftig bis zu einer Reisezeit von acht Stunden den Zug benutzen sollen. (fon)

Alain Berset, Job-Wunder, hat seine nächste Vertraute mit einem lukrativen Posten versehen. Doris Bianchi, bis jetzt persönliche Mitarbeiterin des Gesundheitsministers, wird neue Direktorin der Pensionskasse des Bundes, Publica. Bruttolohn rund 310 000 Franken im Jahr. Zuvor machte Berset seinen Generalsekretär Lukas Bruhin zum Präsidenten des Heilmittelinstituts Swissmedic. Der Platz wurde frei, weil der frühere SP-Nationalrat Stéphane Rossini seinerseits zum Direktor des Bundesamts für Sozialversicherungen berufen wurde – wiederum durch seinen Parteikollegen Alain Berset. Wer so viele persönliche Spezis mit neuen Jobs versorgt, nährt die Vermutung, dass er seinen einflussreichen Posten in absehbarer Zeit verlässt. Berset ist seit 2011 Mitglied des Bundesrats. (kep)

Samira Marti, Fehlbesetzung, hatte in der letzten SRF-«Arena» zum Thema Rassismus einen schweren Stand. Die Baselbieter SP-Nationalrätin musste sich zum einen rechtfertigen, warum sie als privilegierte weisse Frau bei einer Sendung mit dem Titel «Jetzt reden wir Schwarzen» mitmachte. Zum andern befand sie sich als Antirassistin und Feministin im Dilemma, wie sie auf den schwarzen Komiker Kiko reagieren sollte, der ihr andauernd ins Wort fiel: Eine Feministin darf sich



Am Boden bleiben: SVP-Bundesrat Maurer.



Undercover: Epidemiologe Salathé.



Leidensgenossin: SP-Nationalrätin Marti.



Vitamin B: Spitzenbeamtin Bianchi.



Tanz auf dem Vulkan: Influencerin Jäger.

verbale männliche Dominanz nicht gefallen lassen, während eine Antirassistin dem Angehörigen einer unterdrückten Minderheit schlecht über den Mund fahren kann. Martis augenscheinliches Leiden hatte erst ein Ende, als sie im Laufe der Sendung ihren Platz mit einer schwarzen Diskussionssteilnehmerin tauschen konnte. (fon)

Gabriela Suter, Teilzeit-Strafverfolgerin, fordert ein schärferes Gesetz bei Cybermobbing, wenn also speziell Jugendliche im Internet entblösst, beleidigt und bedroht werden. Das Strafmass, so die Aargauer SP-Nationalrätin, sei bisher zu lasch. Eine Woche zuvor setzte Suter allerdings noch andere Massstäbe: Sie lehnte einen Vorstoss ab, der höhere Mindeststrafen bei Vergewaltigungen forderte. (fsc)

Marcel Salathé, Werbeträger, empfiehlt von unzähligen SBB-Plakaten herab das Tragen von Schutzmasken im öffentlichen Verkehr. Das Foto zeigt ihn stehend vor einer Lok. Interessanterweise trägt der Epidemiologe der

ETH Lausanne auf dem Werbeplakat selber aber keine Maske. Das liegt womöglich daran, dass man Salathé mit Mundschutz nicht als Salathé den Epidemiologen erkennen würde. Was aber völlig egal ist. Ob mit oder ohne Maske, viele Bahnbenutzer haben auch so keine Ahnung, wer dieser Salathé wohl ist. Kein Wunder, hält sich kaum einer im ÖV an seine Maskenempfehlung. Dafür sticheln nun andere Corona-Experten wie der Zürcher Professor Adriano Aguzzi via den Kurznachrichtendienst Twitter. Aguzzi schrieb: Er zähle die Minuten, bis Salathé George Clooney als Darsteller in der Nespresso-Werbung ersetzen werde. Das ist möglicherweise nicht gerade der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. (hmo)

Mirjam «Mimi» Jäger, Freestyle-Künstlerin, animiert Post-Chef Roberto Cirillo zu einem abenteuerlichen Tanz auf dem Vulkan. Die frühere Profi-Skifahrerin verdient ihr Geld heute als Influencerin und hat in der Funktion auch schon für den Staatskonzern Post gearbeitet. Am vergangenen Samstag lieferte sie

nun eine Freestyle-Einlage der anderen Art. Auf Instagram kritisierte sie die illegale «Black Lives Matter»-Grossdemonstration, die ihren Tagesablauf zunichtemachte. Nach einem kleinen Sturm in den sozialen Medien fuhr der Postkonzern schweres Geschütz gegen die Urheberin der harmlosen Wortmeldung auf. «Wir sind bestützt» (sic!), schrieb das Unternehmen auf Twitter, «denn wir tolerieren keinerlei Diskriminierung.» Und weiter: «Wir distanzieren uns in aller Deutlichkeit von Mirjam Jägers Aussagen und werden in Zukunft nicht mehr mit ihr zusammenarbeiten.» Nach dieser Überreaktion ging nun im Internet erst recht die Post ab. Innert Stunden krebste der gelbe Riese zurück: Er werde mit Mimi Jäger das Gespräch suchen, um besser zu verstehen, was ihre Wortmeldung zu bedeuten habe. (fsc)

Neil Ferguson, Gewohnheitstier, ist wieder da. Der Epidemiologe vom Imperial College in London hatte sich in der Corona-Debatte doppelt in die Nesseln gesetzt. Zuerst errechnete er, dass in England 500 000 Leben auf dem Spiel stünden. Die Annahmen, die er seinen Berechnungen zugrunde legte, wurden weitherum als extrem übertrieben erachtet: Bei Nichtstun würden sich 80 Prozent der Bevölkerung mit dem Virus anstecken und 0,9 Prozent von diesen sterben. Später musste Ferguson als Berater von Premier **Boris Johnson** gehen, weil er für ein Techtelmechtel mit der Geliebten gegen die von ihm selbst verordneten Lockdown-Regeln verstossen hatte. Jetzt ist Neil Ferguson zurück, und zwar in der *Basler Zeitung*. Unter Berufung auf einen Aufsatz von Ferguson und weiteren Forschern im Magazin *Nature* schreibt das Blatt, der Lockdown in der Schweiz habe «52 000 Tote verhindert». Was die BAZ verschweigt: Das neue Papier beruht auf noch extremeren Annahmen – ohne Lockdown hätten sich demnach in der Schweiz 86 Prozent der Bevölkerung mit dem Virus angesteckt, wovon 1,02 Prozent gestorben wären. Von den beiden Fachkollegen, die den neuen Artikel vor Erscheinen in *Nature* begutachtet haben, stellte einer «hochspekulative Annahmen» fest und der andere «eine grosse Unsicherheit in den Resultaten». Offenbar bewahrheitet sich auch hier die alte Redensart, wonach die Katze das Mäusen nicht lassen kann. (fsc)

Anton Hofreiter, Oberammergauer Laiendarsteller, hat die Wurzel des Rassismusübels freigelegt: das deutsche Grundgesetz. Der Grünen-Fraktionschef will den Begriff «Rasse» aus Artikel drei der Verfassung tilgen, wonach niemand unter anderen wegen seiner Rasse benachteiligt werden darf. So einfach ist das. Wenn man nun auch noch das Wort «Mord» aus dem Strafgesetzbuch streicht, leben alle friedlich. (ky)

Nachruf



Feinfühligste Art: Eishockeyspieler Hotz.

Adrian Hotz (1963–2020) — Als ich vergangene Woche vom Tod von Adi Hotz erfahren habe, war ich fassungslos. Eigentlich hätte ich ihn am Donnerstag noch sehen sollen – an unserem Stamm in Zürich. Weil aber meine Tochter Geburtstag feierte, schaffte ich es nicht. Später erfuhr ich, dass «Wegge», wie ihn alle wegen der Bäckerei seines Vaters nannten, ohne Abmeldung nicht erschienen war. Als er auf Telefonanrufe nicht reagierte und auch die Türe seiner Wohnung nicht öffnete, beschaffte sich ein Freund einen Schlüssel – und fand Adi leblos im Bett.

Wir lernten uns 1991 kennen, als ich als junger Trainer beim ZSC einstieg. Der Start

war nicht einfach. «Wegge» konnte die Entlassung meines Vorgängers Pavel Wohl nicht nachvollziehen. Er war ein Spieler, der vieles hinterfragte, immer einen Kommentar parat hatte und mit seiner feinfühligsten Art dem Klischee des Eishockeys kaum entsprach. Es war fast unvermeidlich, dass ich mit meinem unzimperlichen und fordernden Auftreten bei ihm auf Skepsis stiess. Wir diskutierten viel – und hatten kaum je dieselbe Meinung. Heute kann ich sagen: Ich hatte unrecht, Adi hatte unrecht. Wir arrangierten uns, auch weil ich auf ihn angewiesen war. Einen begabteren und kaltblütigeren Torschützen hat das Schweizer Eishockey in den vergangenen vierzig Jahren kaum hervorgebracht. Hätte Adi härter an sich gearbeitet, wäre er ein Mann für die NHL gewesen.

Nach meinem Abgang aus Zürich verloren wir uns aus den Augen. Erst zehn Jahre später liefen wir uns per Zufall über den Weg. Adi sass alleine in Davos in einem Restaurant – und ich rief ihn zu uns an den Tisch. Aus der Begegnung ist echte Freundschaft entstanden. Wir sahen uns regelmässig, führten tiefsinnige Gespräche, gingen sogar zusammen in die Ferien. Vor zehn Jahren überlebte er einen Aortariss nur mit viel Glück. Seither kämpfte er mit der Gesundheit und war auf starke Medikamente angewiesen. Auch deshalb wagte er sich während der Corona-Zeit nicht aus dem Haus. So liegt unser letztes Treffen rund vier Monate zurück. Ich hatte mir fest vorgenommen, ihn so schnell wie möglich zu besuchen. Das Schicksal hatte einen anderen Plan. Das tut mir unendlich weh. *Arno Del Curto*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Deshalb lohnen sich Ferien in der Schweiz

Noch bis Sonntag, 21. Juni, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 22. Juni, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Die Märchen von der allzu teuren Klimapolitik

Von *Reto Knutti* — Klimaschutz kostet – aber kein Klimaschutz kostet mehr. Es ergibt langfristig auch ökonomisch Sinn, wenn wir jetzt etwas unternehmen. Und die Corona-Krise zeigt, was entschiedenes Handeln bewirken kann.



Wer die Fakten ernst nimmt, steht am Schluss besser da: Physiker Knutti.

Als die CO₂-Werte in der Atmosphäre im Mai einen neuen Rekordstand erreichten, waren die Reaktionen aus gewissen Kreisen so plump wie voraussehbar: Da sind wir alle zu Hause, doch selbst der horrend teure Lockdown hilft offenbar dem Klima nicht. Wir können uns Klimaschutz folglich nicht leisten. Das gleiche Argument von zu hohen Kosten war denn auch letzte Woche in der Debatte im Nationalrat bei der Revision des CO₂-Gesetzes prominent zu hören. Und es wird mit Sicherheit künftig wiederholt.

Doch der Reihe nach. CO₂ akkumuliert sich in der Atmosphäre, und ein grosser Teil bleibt über Jahrhunderte dort. Eine geschätzt 10-prozentige Reduktion des Ausstosses über ein paar Monate lässt damit die Gesamtmenge einfach etwas langsamer ansteigen. Der übergewichtige Alkoholiker wird weder kurzfristig nüchtern noch langfristig schlank, wenn er von täglich zehn Flaschen Bier auf neun reduziert. Daher das Ziel der vollständigen Dekarbonisierung: Erst wenn wir den Treibhausgas-Ausstoss weltweit auf netto null reduzieren, können wir den Klimawandel stabilisieren. Emissionen, die nicht oder nur mit hohen Kosten zu vermeiden sind, müssen an

anderen Orten durch CO₂-Abscheidung wieder künstlich aus der Atmosphäre entfernt werden.

Kein Killer für die Wirtschaft

Ein Lockdown ist keine Dekarbonisierung; er ist temporär, mit schlimmen Folgen für Gesellschaft und Wirtschaft. Es geht beim Klimaschutz nicht darum, CO₂ zu reduzieren, indem man die Wirtschaft abwürgt. Die Emissionen werden mit der sogenannten Kaya-Identität durch vier Faktoren bestimmt: die Anzahl Menschen, die Wertschöpfung pro Kopf, die Energieeffizienz, also die Menge Energie, um einen Franken Sozialprodukt zu erzielen, und schliesslich die CO₂-Intensität, lies: die Menge CO₂, die wir pro Kilowattstunde Energie ausstossen.

Die ersten beiden Kenngrössen werden beziehungsweise sollen weiter steigen. Der Energieeffizienz sind physikalische Grenzen gesetzt. Damit bleibt die CO₂-Intensität als wichtigster Hebel übrig. Wenn wir die Energie CO₂-frei herstellen, dann ist Klimaschutz kein Killer für die Wirtschaft. Von Fotovoltaik, Wind, Biogas, Fernwärme mit Holz, Geothermie bis zu synthetischen Treibstoffen reicht

das Potenzial für die Dekarbonisierung. Die Umstellung in der Praxis passiert aber kaum spontan, sie erfordert klare Rahmenbedingungen und einheitliche Regeln, welche die Politik vorgeben muss.

Klimaschutz kostet – und der Umbau des Energiesystems ebenso. Aber einige der herumgereichten Zahlen und Argumente sind so abenteuerlich wie irreführend. Erstens wird von den Lenkungsabgaben der grösste Teil an die Bevölkerung zurückerstattet. Rund 90 Prozent der Bevölkerung werden zum Beispiel von der Flugticketabgabe mehr Geld zurück erhalten, als sie zahlen, und oft sind dies Personen aus ländlichen Gebieten mit kleineren Einkommen.

Zweitens wird der langfristige volkswirtschaftliche Nutzen von den Gegnern oft ausgeblendet: Investitionen stärken den Standort Schweiz, reduzieren die Abhängigkeiten vom Ausland, verbessern die Luftqualität und schaffen Ausbildungs- und Arbeitsplätze. Und drittens und vielleicht am wichtigsten: Nichts zu machen, kostet mehr. Die gesalzene Rechnung wird uns und den nachfolgenden Generationen dann in ein paar Jahrzehnten präsentiert. Statt einer Abgabe auf Benzin sind es dann einfach Steuergelder, die wir alle bezahlen, um die Anpassung zu finanzieren und Schäden zu reparieren.

Kurzsichtige Haltung

Wissenschaftliche Studien haben klar gezeigt, dass die Kosten eines ungebremsten Klimawandels diejenigen einer CO₂-Reduktion klar übersteigen. Schäden in der Landwirtschaft und im Tourismus, extreme Wetterereignisse, negative Auswirkungen auf die Gesundheit und Einbussen in der Arbeitsproduktivität kommen die Menschheit teurer zu stehen als gezielte Investitionen in die Dekarbonisierung. Natürlich ist es für das einzelne Individuum oder unser kleines Land verlockend, als Trittbrettfahrer die Aufgabe den anderen zu überlassen, solange es uns in der kleinen Schweiz in einer gemässigten Klimazone einigermaßen gut geht. Aber diese kurzsichtige Haltung ist so unethisch wie naiv: Geht es dem Ausland schlecht, dann wird das auch uns finanziell treffen. Wir sind mindestens so stark vom Klimawandel im Ausland wie von demjenigen im Inland betroffen. Es ist also für alle günstiger, den Klimawandel auf unter zwei Grad Celsius zu begrenzen, als abzuwarten und später für alle Schäden zu bezahlen.

Parallelen zur Corona-Krise sind offensichtlich. Wir haben es in beiden Fällen mit Bedrohungen zu tun, die zuerst schwer fassbar und mit Unsicherheiten behaftet sind und bei denen man auf der Basis von Szenarien entscheiden muss. In beiden Fällen lohnt es sich, die Fakten ernst zu nehmen und frühzeitig zu handeln. Die Auswirkungen kommen später, und wer zu lange wartet, hat kaum mehr

Handlungsspielraum. Sowohl Corona wie das Klima betreffen ein öffentliches Gut, das wir nur gemeinsam schützen können – im ersten Fall die Gesundheit, im zweiten den Planeten.

Nebst Gemeinsamkeiten gibt es jedoch auch Unterschiede. Die Auswirkungen des Klimawandels werden über Jahrhunderte bestehen bleiben, und die Lösungen erfordern nicht einen temporären Lockdown, sondern einen langfristigen Umbau von Infrastruktur, Wirtschaft, Mobilität und wohl auch des gesellschaftlichen Wertesystems. Bei der Pandemie

Laisser-faire-Politik, mangelnde Vorbereitung und Ignoranz können tödlich sein.

ist der Wissensstand nicht annähernd so gut wie bei dem seit Jahrzehnten erforschten Klimawandel. Aber von links bis rechts war man sich zumindest am Anfang über Massnahme und Ziel einig: Kontakte vermeiden, um Leben zu retten. Die Antworten auf die Herausforderungen des Klimawandels hingegen sind geprägt von Werturteilen: Wie wichtig ist uns eine Tierart? Ist es unsere Verantwortung, sicherzustellen, dass gewisse tropische Gebiete noch bewohnbar sind? Und wie steht es um die Verantwortung, die Existenzgrundlagen in den Alpenregionen langfristig zu sichern?

Aus den CO₂-Werten lässt sich nicht automatisch ableiten, mit welchen Massnahmen die Menschheit reagieren soll. Dies ist Sache einer demokratisch geführten Diskussion, und ich bin mir sehr wohl bewusst, dass unterschiedlichste Interessen bei der Suche nach konkreten Lösungen zu berücksichtigen sind. Aber das ist kein Freibpass dafür, Fakten zu leugnen oder Modelle und Szenarien als unwissenschaftlich abzutun. Als Wissenschaftler können und wollen wir der Politik die Entscheidungen nicht abnehmen. Aber wir können dazu beitragen, dass die Diskussion auf den bestmöglichen Informationen basiert. Und ab und zu darauf hinweisen, dass eine angeblich einfache Lösung oder eine alternativlose Massnahme vielschichtiger sind, als es auf den ersten Blick scheint.

Die Corona-Pandemie hat den Umgang mit Klima, Umwelt und Nachhaltigkeit nicht einfacher gemacht. Nationale Interessen und der kurzfristige Fokus auf die Wirtschaft und die Kosten dominieren die Diskussion. Aber Corona bietet auch Chancen. Statt Milliarden blind zu verteilen und in die nächste Krise zu schlittern, können wir unmittelbar in Infrastruktur für saubere, CO₂-freie Mobilität und CO₂-freies Wohnen investieren, die uns auch beim Klimaschutz hilft.

Vor allem aber hat Corona uns die extreme Verwundbarkeit einer ökonomisch globali-

sierten Welt vor Augen geführt und die Konsequenzen von sehr unterschiedlichen Reaktionen auf die Krise offenbart. Laisser-faire-Politik, mangelnde Vorbereitung und Ignoranz können tödlich sein. Wer die Fakten ernst nimmt, frühzeitig entscheidet und solidarisch handelt, steht am Schluss besser da. Länder, die das verpasst haben, das Problem kleingeredet und die Massnahmen verzögert haben, zahlen einen hohen Preis.

Welche Strategie?

Im Gegensatz zu Corona können wir beim Klimawandel nicht auf einen Impfstoff hoffen, um das Problem zu lösen. Klimaschutz kostet, aber blind weiterwursteln, ohne Klimaschutz, kostet mehr. Die entscheidende Frage ist damit nicht, ob wir uns Klimaschutz leisten können oder wollen, sondern, mit welcher Strategie wir am Schluss finanziell und gesellschaftlich am besten dastehen werden. Clever zu handeln, ist nicht nur eine Frage der Ethik, sondern auch der ökonomischen Vernunft.

Reto Knutti, Klimatologe, ist Professor für Klimaphysik und Delegierter für Nachhaltigkeit an der ETH Zürich und war einer der Leitautoren beim Vierten und Fünften Sachstandsbericht des Weltklimarates IPCC.

**AUTOMOBIL
REVUE**

**WAS UNS BEWEGT –
SEIT 1906.**



**Jede Woche Bewährtes,
Unterhaltsames,
Informatives und
Innovatives aus der
Branche – das Abo
der Automobil Revue.**

Katalog 2020 –
Bestellen Sie ein Stück
Automobil-Geschichte
>katalog2020.ch

Automobil Revue Abo –
Schnuppern Sie rein,
10 Ausgaben für nur 19.–
>arra-abo.ch

automobilrevue.ch

Denkmäler für die Verlierer

Von Christoph Mörgeli

Seit es Menschen gibt, werden Denkmäler errichtet – und wieder gestürzt. Die neuere Zeit hat's mehr mit dem Stürzen als mit dem Errichten. Doch in unserer Schweiz dürften auch hier die Wellen der Empörung weniger heftig wogen als anderswo. Warum? Unser Kleinstaat ist selbst in Sachen Denkmäler ein Sonderfall. Denn wir Schweizer errichten keine Triumphbögen und Siegessäulen. Unsere Denkmäler gelten meistens den Besiegten.

Bürgermeister Rudolf Stüssi wird in Zürich mit Brunnenstandbild und Altstadt-Platz geehrt, obwohl er von den Innerschweizern fürchterlich aufs Dach bekam und 1443 kämpfend umkam. Das pompöseste Basler Denkmal zeigt vier sterbende Eidgenossen nach ihrer entsetzlichen Niederlage von 1444 an der Birs. An die Katastrophe von Marignano erinnert neben einer Schlachtkapelle auch Hodlers Wandgemälde – ausgerechnet im Waffensaal des Landesmuseums. Reformator Zwingli, der so selbstsicher auf seinem Sockel steht, wurde bei Kappel getötet, gevierteilt und verbrannt. Das Emmental erinnert an Niklaus Leuenberger, 1653 nach dem unglücklichen Bauernaufstand enthauptet.

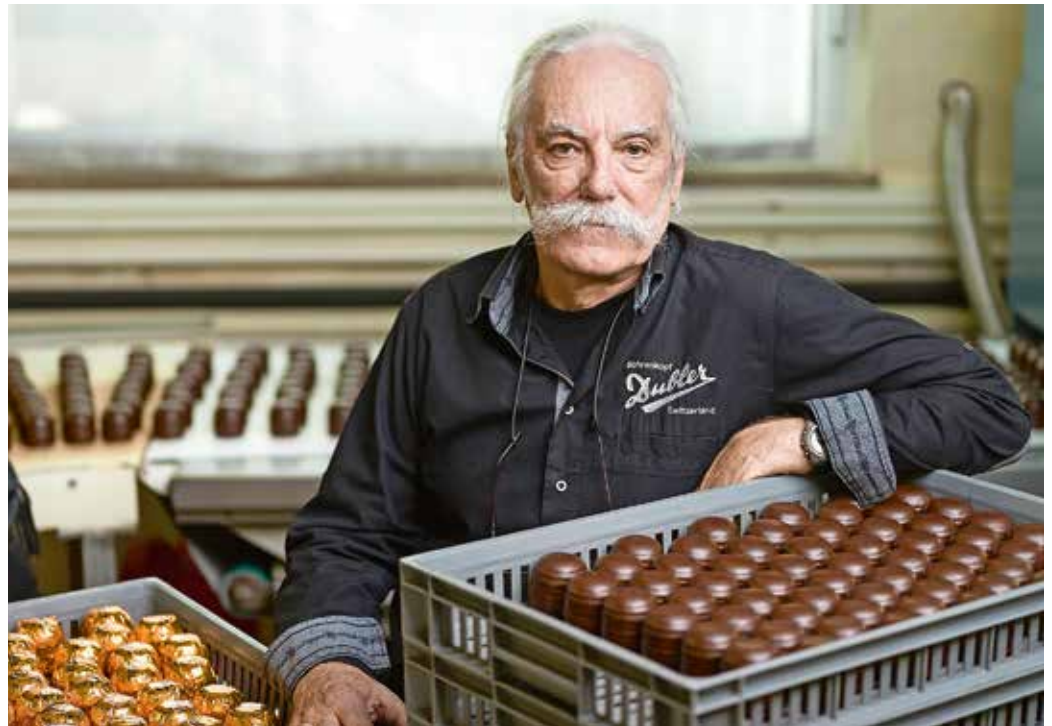
Und worauf besinnt sich das prächtige Löwendenkmal in Luzern? Auf das Niedermetzeln vieler hundert Schweizer Söldner, die in Paris 1792 den Tuileries-Palast verteidigten. Der kettensprengende Bauer in Stäfa am Zürichsee kündigt vom Aufstand des Landvolks gegen die repressiv-zünftische Hauptstadt, die das Dorf 1795 besetzte, die Anführer einsperrte und ins Exil trieb. Das Grauholzdenkmal ruft die Niederlage der Berner gegen die Franzosen in Erinnerung. Und das Suworow-Denkmal in der Schöllenschlucht gedenkt der vielen gefallenen Russen von 1799.

Auch das populäre Beresinalied besingt die Verzweiflung, aber auch die Hoffnung der wenigen Überlebenden von Napoleons Russlandfeldzug. Alfred Escher, heute in Bronze gebieterrisch über der Zürcher Bahnhofstrasse thronend, starb fast erblindet, gebrochen und verfemt. Selbst das achtzehn Meter hohe Forchdenkmal gemahnt nicht an siegreiche Waffentaten. Sondern an die Opfer der Grippepandemie von 1918 in der Armee. Bei uns haben nur jene ein Denkmal verdient, die keines brauchen. Niederlagen bedeuten Aufbruch zum Besseren. Unsere Denkmäler müssen nicht vor Scham im Boden versinken. Wir Schweizer sollten also niemanden vom Sockel stürzen. Denn auf unseren Sockeln stehen fast nur Gestürzte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Der Mohrenkopf hat ausgedient

Von Peter Bodenmann — Fast alle Migros-Beteiligungen erwiesen sich als Pleiten. Gefälschte Wahlzettel – und zum Dessert der Mohrenkopf.



Werber müssten ihn erfinden, wenn es ihn nicht gäbe: Mohrenkopf-König Dubler.

Flachlandung 1 — Die Migros kaufte links und rechts Ladenketten auf. Mit Ausnahme von Denner erwiesen sich fast alle Übernahmen als Pleiten. Niemand ist verantwortlich.

Flachlandung 2 — Die Migros-Genossenschaft Neuenburg-Freiburg stellte die Vertrauensfrage. Es ging um das Überleben des Regionalfürsten Damien Piller. 50 000 Wahlzettel gingen ein. Nur 17 600 stimmten gegen Piller. Jetzt stellt sich heraus: 28 000 Pro-Piller-Wahlzettel waren raffinierte Fälschungen. In Tat und Wahrheit haben nur 4600 Genossenschafterinnen und Genossenschafter für Piller gestimmt. Was macht die Migros? Sie wartet die weiteren Untersuchungen der Staatsanwaltschaft ab. Längst schon müsste eine Putzkolonne diesen Augiasstall ausmisten.

Flachlandung 3 — Robert Dubler verkauft in seinem Fabrikladen eine Schachtel mit 50 Stück feiner Mohrenköpfe – Gewicht je mindestens 36 Gramm – zum Preis von 30 Franken. Macht pro Kilo den stolzen Preis von 16 Franken aus. Die Marge ist somit sehr gut. Viele verlangten von der Migros den Verzicht auf den Verkauf von Mohrenköpfen. Mit Erfolg, linkes Basel ausgenommen. Als die Migros dem Druck nachgab, freuten sich andere: Die Junge SVP verteilte im Zürcher Bahnhof Mohrenköpfe. Matteo Salvini stieg auf den Zug der Empörten auf. Käufer belagerten den

Fabrikladen. Und Robert Dubler kam zu sensationellen Gratis-Werbeminuten auf allen Fernsehkanälen. Analyse des *Tages-Anzeigers*: Was die Migros auch immer gemacht hätte, sie wäre als Verliererin dagestanden. Frage: Wo bleiben die teuren Migros-Spindoktoren?

Schritt 1 — Kapitalismuskritiker Robert Dubler und sein Maschinenpark sind etwas in die Jahre gekommen. Die Migros hätte statt Globus diesen Laden aus der Portokasse kaufen müssen. Zu einem mehr als anständigen Preis. Denn selbst ein Dubler kann einer genügend süssen Versuchung nicht widerstehen.

Schritt 2 — Nix «Schaumküsschen» in Corona-Zeiten. Toni Brunner hat sich in die Walliser Eringer Kühe verguckt. Die Migros hätte Hardrock auflegen müssen: «Der Mohrenkopf hat seinen Dienst getan, jetzt kommt der Eringerkopf.» Und hätte den umgetauften und neu als Eringerkuhkopf samt Walliser Wappen gestalteten Süssbomber vermarkten müssen. Mit dem Duo Robert Dubler und Toni Brunner als Markenbotschafter vor dem «Haus der Freiheit».

Der Trost für alle grossen und kleinen Rassisten unter und in uns: Eringer sind meist rabenschwarz. Und erst noch eine eigene Rasse, eine Bergrindrasse.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Überholtes Ideal»

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten werden zunehmend zu Aktivisten. Für sie ist journalistische Objektivität von gestern.

Ende Februar erschien in der *New York Times* ein Gastbeitrag des afghanischen Terroristen Sirajuddin Haqqani, eines Verbündeten von al-Qaida. Er propagierte darin den Machtanspruch der Taliban. Auf Haqqanis Kopf ist von der US-Regierung eine Prämie von bis zu zehn Millionen Dollar ausgesetzt.

Die Redaktion des Blatts fand den Terroristen-Text ausgezeichnet.

Drei Monate später erschien in der *New York Times* ein Gastbeitrag des amerikanischen Abgeordneten Tom Cotton, eines Senators der Republikaner. Er setzte sich darin für eine Armeepresenz bei Plünderungen in US-Städten ein. Cotton ist Harvard-Absolvent.

Die Redaktion des Blatts fand den Senatoren-Text widerlich und protestierte heftig. James Bennet, der Chef der Kommentarspalten, wurde als Folge entlassen.

Gesuchte Terroristen dürfen publizieren, konservative Politiker nicht. Besser lässt sich eine rasant wachsende Tendenz im heutigen Journalismus nicht illustrieren. Meinungsfreiheit ist oft nur dann noch eine Maxime, wenn sie die richtige Meinung vertritt, also die eigene Meinung.

Am krassesten bisher hat der *Spiegel* diese neue Wahrheit des Meinungszwangs formuliert. Aus seiner Sicht war die Entlassung von James Bennet bei der *New York Times* richtig, denn er war ein Journalist, «der einem überholten Ideal von neutralem Journalismus nachhing».

Die überholten Ideale von gestern sind traditionelle Berufskriterien wie Objektivität, Fairness und Ausgewogenheit. An ihre Stelle tritt nun ein moralisch aufgeladenes Gesinnungsdiktat. Journalismus wird zu Aktivismus.

Diese jakobinische Unerbittlichkeit nahm ihren Anfang in den USA. Hier ist der Journalismus mittlerweile zu einem Grabenkrieg geworden. Auf der einen Seite steht die Anti-Trump-Armee mit ihren Geschützten *New York Times*, *Washington Post* und CNN. Gegenüber haben sich Fox News, die *New York Post* und die Sinclair Broadcast Group mit ihren Regionalsendern eingegraben. Beide Seiten sind ideologisch fixiert. Wer noch so etwas wie unabhängigen Journalismus will, für den ist das *Wall Street Journal* die verbleibende Adresse.

In Deutschland ist es ähnlich. Hier steht die linksorientierte Front, angeführt von *Spiegel*, *Süddeutscher Zeitung* und ARD, ähnlich intolerant-geschlossen. Die Darstellung unterschiedlicher Positionen gilt schnell, wie es



«Rassistisches A***loch»: Sobli-Chef Cavelti.

der *Spiegel* nennt, als «moralische Indifferenz». Interessanterweise ist in Deutschland die konservative Gegenpartei, repräsentiert etwa von *Welt*, *Frankfurter Allgemeinen* und *Bild*, deutlich durchlässiger für die Meinung Andersdenkender als das linke Lager.

Und in der Schweiz? Man kann entdramatisieren. Selbst bei der Rassismus-Frage, wo ansonsten die Fetzen fliegen, ging es in unseren Medien um ein paar Mohrenköpfe in Migros-Regalen.

Gegenteilige Mohrenkopf-Meinung

Klar, auch bei uns verlief diese Debatte, so putzig sie auch war, entlang der ideologischen Grenzlinien. «Höchste Zeit, die Mohrenköpfe zu entsorgen», forderte etwa der politisch korrekte *Tages-Anzeiger*. Man könne nicht «hinter jedem noch so harmlosen Wort die Wurzel von Übel wittern», hielt die weniger korrekte *NZZ* dagegen. Aber, und das ist der Unterschied, in beiden Blättern kamen auch die Vertreter der gegenteiligen Mohrenkopf-Meinung ausgiebig zu Wort. Es war klassischer, stilvoller Journalismus wie früher.

Die Ausnahme im Ton formulierte nur Gieri Cavelti, der linkslastige Chefredaktor des *Sonntagsblicks*. Wer das Wort Mohrenkopf verwende, sagte er, sei ein «rassistisches Arschloch». Der Mann würde gut auch in die USA und nach Deutschland passen.

Alltagsrassismus

Von Henryk M. Broder — Die Deutschen drehen hohl.

Ein Gespenst geht um in Deutschland, das Gespenst des Rassismus. Wie schon bei der Energiewende, der Klimawende und der Verkehrswende wollen die Deutschen auch diesmal ganz vorne mit dabei sein. Nicht nur in den USA gebe es Rassismus, so kann man es derzeit überall lesen und hören, auch in Deutschland, und der sei genauso schlimm wie in den USA, wenn nicht schlimmer, weil subtiler. Auch die Polizei und die Bundeswehr seien rassistisch verseucht, behaupten die Co-Vorsitzende der SPD und die Wehrbeauftragte des Bundestages, derweil Tausende gegen den «Alltagsrassismus» demonstrieren und «I can't breathe!» rufen – die letzten Worte von George Floyd.



Geradezu exemplarisch: die Stellungnahme einer «Influencerin», die immer dachte, sie sei «das am wenigsten rassistische Mädchen der Stadt», und sich nun fragt: «Trage ich womöglich auch, also ich selber, ich ganz persönlich, Mitschuld?» an dem, was am 25. Mai in Minneapolis passiert ist, habe sie «je genug getan, um solche nicht zu ertragenden Ungerechtigkeiten zu verhindern»? Denn: «Man muss nicht den Abzug drücken, um Verantwortung zu tragen.» Wie viel «Rassismus» in ihr schlummert, sei ihr erst bewusst geworden, als sie spätnachts «im schummrigen Licht einer Strassenlaterne» an einer «Gruppe dunkelhäutiger Jungs» vorbeiging und sich «plötzlich unwohl» fühlte, obwohl die Jungs eigentlich «nett» aussahen, wie «Möchtegern-Hip-Hopper, die eine Boygroup gründen wollen».

Nicht minder vorbildlich: Die Übergangsvorsitzende der CDU und Bundesministerin für Verteidigung, Annegret Kramp-Karrenbauer. «Wir müssen uns eingestehen», gab sie neulich zu Protokoll, «dass es auch in Deutschland Alltagsrassismus gibt». Und der beginne «oft schon mit einer überheblichen Haltung», indem «wir» davon ausgehen, «dass wir Dinge besser können als andere auf der Welt».

Ja, so betrachtet sind «wir», AKK und ihre Partei eingeschlossen, Bilderbuchrassisten, haben «wir» uns doch in den vergangenen Wochen jeden Tag aufs Neue darüber gefreut, dass «wir» mit der Corona-Pandemie viel besser fertig werden als alle anderen Nationen auf der Welt. Tucholsky hatte recht: «Nie geraten die Deutschen so ausser sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.» Derzeit drehen sie wieder hohl.



Thiel

Distanzhalter

Von Andreas Thiel

Amherd: Die Bürger halten unsere Distanzregeln nicht ein. Wir hier ja auch nicht.

Sommaruga: Unser Sitzungszimmer ist zu klein.

Berset: Darauf komme ich noch zurück.

Parmelin: Mit zwei Metern Distanz kann man sich nicht normal unterhalten. Am besten schaffen wir die Distanzregeln wieder ab.

Berset: Nein, wir müssen die Gesellschaft umziehen. Es laufen erfolgreiche Versuche in Kindergärten, wo die Kinder Distanzreifen tragen, damit sie sich beim Spielen nicht zu nahe kommen.

Keller-Sutter: Du willst doch nicht wieder die Mode der Reifröcke einführen.

Berset: Doch! Wir werden ein neues Zeitalter ausrufen: den Corona-Barock. Das BAG arbeitet entsprechende Normen für die Bekleidungsindustrie aus.

Amherd: Heisst das, dass wir bald alle Reifröcke tragen werden, die uns zwingen, die Distanzregeln einzuhalten? Auch die Männer?

Sommaruga: Natürlich! Damit ist die Gender-Debatte endlich vorbei.

Cassis: Aber für Reifröcke sind doch unsere Strassen, Trams und Gebäude zu eng.

Berset: Wir werden nach und nach die Schweiz neu bauen. Wir fangen mit dem Bundeshaus an. Ich habe bereits Pläne anfertigen lassen.

Sommaruga: Das sieht ja fantastisch aus!

Berset: Es ist dem Schloss Versailles nachempfunden.

Parmelin: Ist das nicht etwas übertrieben?

Berset: Das alles dient nur dem Ziel, künftige Epidemien zu verhindern.

Keller-Sutter: Aber während des Barocks gab es auch zwei grosse Pestwellen.

Berset: Daran waren Ratten und Flöhe schuld. Für Ratten und Flöhe kann man die Grenzen nicht schliessen, für Chinesen schon.

Keller-Sutter: Für die Pest hat man früher den Juden die Schuld gegeben.

Berset: Ich werde eine Einreiseperrre prüfen lassen.

Maurer: Kann ich statt Reifrock auch einen Sombrero tragen?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Leserbriefe

«Selten habe ich in einer Zeitschrift einen so feinfühlig, beinahe schon poetisch formulierten Textbeitrag gelesen.» *Adrian Lüchinger*

Wie ein Naturgesetz

Nr. 24 – «Inside Antifa»;

Urs Gehrig über Proteste gegen Rassismus

Rassismus? Nun, Rassen gibt es, schon in Europa: Ein Sizilianer, ein Finne – es liegen Welten dazwischen. Bei allen Protesten geht manches vergessen, und stets werden Schuldkomplexe bezüglich Sklavenhandel und fortgesetzter Benachteiligungen geschürt. Kaum jemand weiss zum Beispiel, dass seinerzeit die Sklaven von Stammesfeinden zur jeweiligen Küste angeliefert wurden, im Tausch gegen billigen Klunker aus Europa. In Cape Coast, Ghana, steht am Ufer eine alte Festung mit Verliesen, in denen die Sklaven eingekerkert des Transportes harrten. Seit der Sklavenbefreiung in den USA vor über 150 Jahren hatten die Afroamerikaner die Chance zum wirtschaftlichen Aufstieg, genau wie die meist mittellosen Einwanderer aus Europa im Land der unbeschränkten Möglichkeiten. Selbst die ebenfalls als Arbeitskräfte importierten Chinesen haben sich längst etabliert, sind vollwertige Bürger geworden. Schwarzafrikaner haben ihre besonderen Stärken, sind hochkarätige Existenzialisten, die selbst unter misslichsten Verhältnissen weder Nerven noch Optimismus und Lebensfreude verlieren. Der Existenzialismus hat freilich auch Nachteile: Übermorgen, das ist in Afrika in weiter Ferne, Nachhaltigkeit ein Fremdwort. Man lebt im Moment, eine Fähigkeit, die wir, planend und vorsehend, meist verloren haben, denn wie ein Naturgesetz gilt: Je grösser der Wohlstand, umso grösser unsere Furcht, ihn zu verlieren.

Hans-Martin Wildi, Binningen

Beeindruckend

Nr. 24 – «Warum alle falsch lagen»;

Beda Stadler über Covid-19

Ich bin es gewohnt, nach Beda Stadlers Artikeln reicher an Einsichten zu sein. Diese unaufgeregte Bilanz des derzeitigen Wissens über den Verlauf einer Corona-Infektion ist beeindruckend. Den Zusammenhang zwischen der Inkubationszeit und dem Kawasaki-Syndrom, die Mär von den streuenden gesunden Kranken, die nur bedingte Aussagekraft der Tests: Nur Beda Stadler kann sie so vermitteln. Vielen Dank. *Dr. med Peter Jutz, Balgach*

Solidarität mit den Betroffenen

Nr. 23 – «Die zweite Welle heisst

Arbeitslosigkeit»; Essay von Daniel Lampart

Die Einwohner der Schweiz haben sich während der Covid-Pandemie freiwillig zu Hause



«Optimismus und Lebensfreude».

einsperren lassen und haben toleriert, dass die Verfassung ausser Kraft gesetzt wird. Alles aus Solidarität mit den Älteren und gesundheitlich Angeschlagenen, und das war richtig so. Jetzt gilt es, ebenso viel Solidarität mit den von der Arbeitslosigkeit Betroffenen zu zeigen, indem wir sicherstellen, dass erst diese vom Markt absorbiert werden, bevor neue Arbeitskräfte importiert werden. Das ist das Mindeste, was wir für diejenigen tun können, die ihren Arbeitsplatz opfern mussten. *Suzanne Periat Aargau*

Lachnummer

Nr. 24 – «Kalter Hauch der Enteignung»;

Kommentar von Florian Schwab

Die CVP hat es auf lange Sicht endgültig verspielt, sich als Teil der bürgerlichen Parteien zu positionieren. Der Bundesrat wird kaum in der Lage sein, diesen Unsinn in ein vernünftiges Gesetz umzuwandeln; es droht ein Rohrkrepiere. Zu guter Letzt könnte eine subsidiäre Verfassungsbeschwerde gegen das Vorgehen des Parlaments dem Spuk ein nachträgliches Ende setzen. Damit würde die CVP dann zusätzlich auch noch zur Lachnummer in dieser Sache. *Christian Marbet, Luzern*

Beinahe schon poetisch

Nr. 24 – «Die Wildnis des Hansjörg

Schneider»; Hommage von Michael Bahnerth

Selten habe ich in einer Zeitschrift einen so feinfühlig, beinahe schon poetisch formulierten Textbeitrag gelesen wie Michael Bah-

nerths Hommage an Hansjörg Schneiders Leben und Werk. Informativ, wohltuend und berührend. *Adrian Lüchinger, Horgen*

Sarrazins Worte

Nr. 24 – «Wie der Islam zu retten wäre»;
Wolfgang Koydl über Ruud Koopmans

Alles, was Koopmans schreibt, ist richtig. Allerdings habe ich das inhaltlich so schon bei Thilo Sarrazin gelesen, der dafür medial in die rechtsradikale Ecke gestellt wird und aus der SPD ausgeschlossen werden soll.

Jürgen Degreif, Esslingen (D)

Bildbesprechungen der anderen Art

Nr. 24 – «Himmlische Sphäre»;
Zur «Ikone der Woche»

Erfreulich, dass die *Weltwoche* eine Kunstseite zelebriert. Da werden einem gross aufgemacht unbekannte Bilder präsentiert, die man gar nicht übersehen kann, und der Text eröffnet einen Blick in ein Stück Gesellschaftsgeschichte, die Künstler mitgestaltet haben. Noch nie gehört von Marie Laurencins als Malerin wie auch nicht von Lotte Laserstein, das sind wahre Entdeckungen! Ich freue mich schon auf die nächsten Bildbesprechungen der anderen Art.

Barbara Fatzter, Frauenfeld

Einfältig und belehrend

Nr. 20 – «Lockdown der Debatte»;
Florian Schwab über Medien und Corona

Auf einen solchen Beitrag habe ich schon lange gewartet. In der Tat sind die erwähnten Talkshows von SRF von zweiter Qualität, wenn ich sie vergleiche mit Sendungen der NZZ, der *Basler Zeitung* oder der *Bilanz*. Sie werden immer infantiler und belehrender, wollen unbedingt junge Hörer ansprechen und verärgern damit die gesetzteren Semester. Sie sind manchmal geradezu einfältig, wenn etwa Sandro Brotz den Chef der Werbeagentur, welche die Corona-Broschüre verfasste, in die «Arena» einlädt, wo dieser natürlich zwangsläufig seine Auftraggeber über den Klee lobt, oder wenn Barbara Lüthi im «Club» Daniel Koch beizieht, den wir ja bis zum Überdross täglich anhören mussten. Generell verfestigt sich der Eindruck, dass die Qualität der politischen Berichterstattung von SRF laufend und dramatisch sinkt.

Bruno Merki, Perroy

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

War es richtig, dass das Parlament die Milliardenzahlungen und -garantien abgenickt hat? Ist es nicht verrückt, dass ich als Schweizer Bürger zwar über den Nachtragskredit beim lokalen Schwimmbad oder einer Bachbettsanierung entscheiden kann, aber nichts zu sagen habe, wenn Milliarden an Steuergeldern ausgegeben werden sollen? *H. Müller, Zürich*

Nein, es war nicht richtig, die Milliardenzahlungen abzunicken. Es läuft so vieles schief, wenn man vor lauter Panik den Kopf verliert. Schauen wir das Ganze in Ruhe an: Im Februar wurde man gewahr, dass eine neue Krankheit, Covid-19, im Anzug ist, verursacht durch ein Virus – genannt Coronavirus. Es begann in China, kam nach Europa, zuerst nach Italien und dann auch in die Schweiz. Man erkannte eine Epidemie, und, weil viele Länder betroffen sind, eine Pandemie. Die Wirkung der Krankheit und die Krankheit selbst waren noch unbekannt. Man wusste, dass sie stark ansteckend ist, und so rief der Bundesrat dazu auf, Abstand zu halten und alles zu tun, dass man nicht angesteckt wird. So weit, so gut.

Aber dann hat die Regierung einen verhängnisvollen Schritt getan. Sie beschloss die «ausserordentliche Lage» gemäss dem Epidemiegesezt, die der Verwaltung, also letztlich dem Bundesrat, das Recht gibt, auch ohne Beachtung von Gesetz und Verfassung, Parlament und Volksentscheiden zu handeln, angeblich immer im Dienste der Gesundheit. Dann handelte man umfassend, rasch und unüberlegt: Am 16. März rief der Bundesrat die ausserordentliche Lage gemäss Epidemiegesezt aus. Ebenso verkündete er Massnahmen, die einen grossen Teil des öffentlichen und des privaten Lebens lahmlegten: Restaurants, Schulen, Läden, viele Dienstleistungsbetriebe und so weiter wurden geschlossen, Versammlungen verboten. Zahlreiche Firmen verloren Aufträge, die Beschäftigung brach ein. Man beschloss, wohl ohne anfänglich die schädlichen Folgen zu bedenken, gigantische Summen für ein Rettungsprogramm. Es waren

anfänglich 30, dann 40, dann 60 und schliesslich 100 Milliarden Franken. Das alles beschloss der Bundesrat, das heisst die Verwaltung. Niemand sonst, weder die Kantone noch das Parlament und schon gar nicht das Volk, hatte etwas zu sagen. Der Bundesrat befristete den Notstand anfänglich bis zum 19. April. Doch dann verlängerte er die Frist und versprach, «man werde am 27. Mai 2020 über eine Lockerung beziehungsweise Aufhebung des Vollmachtenregimes reden». Alles, was hier beschlossen wurde, ist wohl formal rechtens. Die Verantwortung trägt der Bundesrat. Aber bezahlen werden nicht die Bundesräte, sondern die Bürger als Steuerzahler.

Plötzlich merkten die Verwaltung und der Bundesrat, dass die immensen Zahlungen aus öffentlichen Kassen schlimmer sind als die Covid-19-Schäden. Und jetzt passierte, was in solchen Fällen stets passiert: Der Bundesrat versuchte, die Verantwortung abzuschieben, und erklärte, er sei bereit, all die Kredite dem Parlament vorzulegen, damit dieses «beschliessen» könne. Und das Parlament liess sich darauf ein, wohlwissend, dass man praktisch fast nicht nein sagen konnte, weil das Geld ja schon ausgegeben oder zugesagt worden war. Und so nickte das Parlament den Kredit ab, und der Bundesrat wird später sagen: «Auch das Parlament hat die Kredite gutgeheissen und den Schaden für das Volk verursacht.» Aber das Parlament nickte nicht nur ab, sondern es legte sogar noch zu. In eigener Regie beschloss es weitere Hunderte von Millionen Franken und schafft sogar Enteignungen von Privateigentum, indem es eigenmächtig in die Mietverhältnisse von Privaten eingreifen will – wohlverstanden ohne jede Rechtsgrundlage.

Verrückt ist nicht, dass Sie als Schweizer Bürger über einen Nachtragskredit bei einem lokalen Schwimmbad oder einer Bachbettsanierung entscheiden können. Aber verrückt ist, dass Sie nichts zu sagen haben, wenn Milliarden an Steuergeldern ausgegeben werden. Darum muss das verhängnisvolle Epidemiegesezt mit einem solchen Vollmachtenregime dringend geändert werden. Wie ich höre, sind auf politischer Ebene bereits Bestrebungen im Gange. Die demokratische, freiheitliche Verfassung der Schweiz darf auch nicht unter Berufung auf eine gesundheitliche Gefahr ausser Kraft gesetzt werden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Die Welt spinnt

Lange hatten die Götter Geduld mit dem Erdenvolk. Jetzt ist genug. Zu ihrem Amusement lassen sie die Menschen ein bisschen treiben. Es ist ihnen nicht zu verübeln.
Von Urs Gehrig

Gelage auf dem Olymp. Riesenbarsch, in reifem Landwein gekocht, tscherkessischer Schinken mit arkadischem Honigschmeicheln dem Göttergaumen. Zeus greift zum Trinkbecher, betrachtet das Treiben danieden.

Das Erdenvolk ist von Sinnen, geschüttelt von fiebrigen Schüben. #MeToo, dann Gender-Wahn, 72 Geschlechter stehen dem modernen Menschen zur Wahl. Als bald suchte ein seltsames Kind die Erde heim, auf Schienen kam es aus dem hohen Norden angefahren, gemalten Protest auf Pappkarton in der Hand. «Gloria in excelsis Greta», sangen die Massen verzückt, es leerten sich die Schulen, es füllten sich die Plätze. Dann machte ein Virus aus Wuhan dem Treiben den Garaus. Drei Monate lang erstarrte die Menschheit, die Wirtschaft am Boden, im Keller die Moral.

Nun also hat ein Engel aus Minneapolis die Welt aus der Schockstarre geholt. Dieser schwarze Hüne, brutal umgebracht durch ein weisses Polizistenknie. George Floyd, mehrmals verurteilt und eingesperrt wegen mannigfaltiger Delikte, zu Grabe getragen in goldenem Sarg. Er, der einst mit gezogener Waffe eine wehrlose Frau in ihrem eigenen Haus überfiel, ist jetzt Märtyrer. Und Fanal für den Weltenbrand.

Es klirren die Scheiben, es fallen die Statuen von Rassisten, Sezessionisten, Kolonialisten. General Robert E. Lee, Jefferson Davis, Kolumbus. Verschmiert auch das Memorial von Abraham Lincoln. War das nicht der, der gegen die Sklaventreiber Krieg geführt hatte...? Ach, wo revoltiert wird, fliegen Späne. Und schon springt das Feuer über, über den Atlantik auf die alte Welt.

Bei Zeus wird geschlemmt, Leberpasteten, Wachtel-eier an Trüffelsauce aus kostbarem Porzellan. Nemesis, Göttin des gerechten Zorns und der Rache, berauscht sich am irdischen Schauspiel. «In die Knie!», ruft sie vom Olymp herab.

In Raleigh, North Carolina, knien weisse Zivilisten und Polizisten nieder, waschen den Schwarzen die Füße. Bitten um Vergebung. Modernes Büssertum. Menschen querbeet entschuldigen sich für Sünden, die sie nicht begangen haben. Angst greift um sich, das Falsche zu sagen. Princeton-Professor Robert P. George fühlt sich an die Kampfsitzungen während Maos Kulturrevolution erinnert, bei welchen Opfer gedemütigt wurden, bis sie ihre



Ordnung muss sein: Rapper Raz Simone, Warlord in CHAZ, Seattle, dem neusten Staat auf Erden.

«Schuld» bekannten und Selbstkritik üben. Des Professors Stimme geht unter im ekstatischen Geschrei. Immer neue Entschuldigungen werden eingefordert. Der weisse Football-Star Drew Brees, Quarterback der New Orleans Saints, der es wagte, die Geste des Kniens während des Abspielens der Nationalhymne zu kritisieren, wird, samt Ehefrau, zum Reuebekenntnis genötigt.

Die Entschuldigungskultur nährt sich selbst. Jede Entschuldigung ist bloss der Anfang der nächsten. Fernsehstationen beginnen, ihre Programme von allem zu säubern, was irgendjemand als Rassismus deuten könnte. Die BBC streicht «Little Britain». «Gone with the Wind» ist von politischer Korrektheit verweht. Der Video-on-Demand-Dienstleister HBO Max hat den Hollywoodklassiker aus dem Angebot entfernt, wegen «Romantisierung der Sklaverei». Der tapsige Jäger Elmer J. Fudd aus der Zeichentrickserie «Looney Tunes», der seit 1938 vergeblich versucht, Bugs Bunny zu erlegen – er muss die Fährte ab sofort ohne seine doppelläufige Schrotflinte aufnehmen. Man hat sie konfisziert, als Zeichen



Gerölllawine: «Harry Potter»-Autorin Rowling.

gegen die Waffengewalt in den USA. Bei der *New York Times* dankt der Chef der Meinungsseite ab, nachdem er einen Artikel eines Republikaners abdruckte, der sich für den Einsatz der Armee gegen Plünderer und Vandalen aussprach. Wehe der, die sich wie J. K. Rowling erfrecht, gegen das Toleranzdiktat der Gender-Diversität aufzumucksen. Die «Harry



Verbannt: «Vom Winde verweht».



Gespentisch: Kolumbus, Minnesota.



Flinte weg: Bugs Bunny, Elmer J. Fudd.

Potter»-Autorin hatte einen Artikel kritisiert, in dem von «Menschen, die menstruieren» die Rede war. «Ich bin sicher, es gab früher ein Wort für diese Menschen», meinte Rowling. «Wumben? Wimpund? Woomud?» Und schon prasselte eine Gerölllawine auf die «transphobe» Bestsellerautorin nieder.

Gespentisch ist die Szene. Aus dem Off hört man eine schrille Stimme Folgendes verlesen: «Gegen den moralischen Zerfall der neuen Zivilisation! Im Namen der Toleranz gegenüber der LGBTQ-Community! Wir übergeben den Flammen die Schriften von Wolfe, Fitzgerald, Hemingway.»

Hoch oben auf dem Olymp wird gepfeffert Hasenbraten mit Schneckenleber und Zwetschgenmus gereicht. Eris, Göttin des Streites, hält sich den vollen Bauch. Vergnügt richtet sie den Blick auf Seattle, wo gerade ein neues Land ausgerufen wird.

Gegründet wurde es von Anarchisten, Polizeigegnern, Tagedieben und allerlei Landstreichern: CHAZ! «Capitol Hill Autonomous Zone», heisst es und erstreckt sich über sechs

Strassenzüge in Downtown Seattle, inklusive eines Polizeihauptquartiers, dessen uniformierte Belegschaft auf Anweisung der Stadtregierung vor den Horden geflüchtet ist.

Wie die Konquistadoren einst, deren Statuen die Gesinnungsbrüder von CHAZ vom Sockel holen, haben die CHAZ-Gründer das Land gestohlen. Als Erstes errichten sie eine Grenzmauer, genau so, wie ihr Erzfeind Donald Trump sie zu bauen versprochen hat, mit Grenzwahe und Ausweiskontrollen. Länder haben Grenzen, die Bewohner von CHAZ haben das begriffen. Sie wollen keine «Illegalen» in ihrem Staat, die ihre anarchische Utopie nicht teilen.

Ein unkontrollierter Strom von Migranten würde auch die Wirtschaft überfordern. Was genau ist die Wirtschaft von CHAZ? Nun, aller Anfang ist schwer. Für den Moment kommt das Land dank Erpressungsgeldern über die Runden, die den lokalen Ladenbesitzern abgeklopft werden. Damit alles reibungslos verläuft, hat CHAZ auch eine Regierung. Das mag erstaunen, da gemäss der Ideologie der Gründerväter und -mütter sämtliche Autoritäten des Teufels sind. Aber Ordnung muss sein, und damit diese auch respektiert wird, hat CHAZ nicht irgendeinen Polit-Softie zum Chef, sondern den Rapper Raz Simone, der jetzt als Warlord posiert, mit Waffe und Wache, die mit Fremden nicht lange fackelt.

Auf dem Olymp werden nun Rehrücken in Ziegenbutter, am Spieß gebratenes Pfingstlamm und überbackene Wachteln aufgetischt. Hades, Herrscher über die Unterwelt, spielt in trunkener Laune einen üblen Streich. Er mobilisiert einen niederträchtigen Menschenschlag: den Hypokriten.

Mannigfaltig erscheint er, der Hypokrit. In der Schweiz tritt er in der Figur des SRF-«Arena»-Matadors ins Rampenlicht. «Wenn es um Menschenwürde und Menschenrechte geht, dann bin ich parteiisch», erklärt Sandro Brotz, nachdem er seine Courage dergestalt manifestierte, dass er ein schwarzes Quadrat auf Instagram postete. «Ich würde es wieder tun», ergänzt er mit trotzigem Stolz. «Respect!», raunt die Menge.

Hat der Moderator, der in der «Arena» Liniengericht und moralischer Henker spielt, für die Hunderttausende von Muslimen Partei ergriffen, die Chinas kommunistisches Regime in Xinjiang in Konzentrationslagern «umerzieht»? Wo ist seine Sympathiekundgebung für die Repressionsopfer der afrikanischen Despoten? Für die Schwarzafrikaner, die auf Libyens Menschenmärkten verkauft werden, 200 bis 400 Franken das Stück? Für die 40 Millionen Sklaven weltweit, davon 71 Prozent weiblich, ein Viertel Kinder? Für die Homosexuellen, die in arabischen Ländern von Dächern gestossen werden? Für die osteuropäischen Mädchen, die auf Europas Strichen ausgebeutet werden?

Auf dem Olymp wird Biersuppe gereicht, es lieblichen gegrillte Fasanenbrust, Perlzwiebeln, tranchierte Schwalbeneier die Göttermägen. Ares, Gott des Blutbades und des Massakers, schlägt im Rausch mit dem Speer auf den Schild. Und Hephaistos, Gott des Feuers, schleudert vergnügt Flammen ins irdische Getöse.

In Liverpool wird gefordert, die Penny Lane, welche die Beatles zu ihrer Ballade inspirierte, umzutaufen – sie sei angeblich nach dem Sklavenhändler James Penny benannt. Premier Boris Johnson warnt, Britannien könne seine lange und komplizierte Geschichte nicht «photoshopen». Papperlapapp. «Nieder mit Churchill!», schreit der Pöbel. Die Köpfe sollen rollen quer durch Europa. Steckt in Brand die katholischen Kirchen, lange genug mussten die Protestanten unter ihrer Knute leiden. Was räuspert sich der Präsident der Franzosen? «Unerbittlich» wolle die Republik gegen Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierungen vorgehen. Aber «keine Spur und keinen Namen ihrer Geschichte löschen»? Auf nach Paris und Versailles, brennt nieder das Relikt des Sonnenkönigs, vollendet, was die Jakobiner übriggelassen haben. Danach auf zum Kolosseum zu Rom, wo Sklaven sich zur Belustigung metzelten, wo Christen den Löwen zum Frass vorgeworfen wurden. Weg mit ihm! Überhaupt Rom, ein Tyrannenreich, manch ein Volk hat es sich untertan gemacht. Legt es in Flammen. Dann hinüber nach Athen.

Pallas Athene, Göttin der Weisheit, der Kunst, des feinen Geistes, verschluckt sich an einem gegrillten Einstiedlerkreb. Ihr wird bang, sie mahnt zur Vernunft. Hinterrücks übermannt Poseidon die Edle, erstickt ihre Stimme mit perlendem Schaumwein.

Akropolis, edle Ruine, Geburtsstätte der Demokratie? Woher, im alten Athen herrschten die Privilegierten auf dem Buckel der Sklaven. Reisst sie nieder, die Säulen der Schande. Jagt in die Luft die Pyramiden des Cheops, Chephren und Mykerinos, sie sind auf Leichen gebaut, aufgetürmt mit Sklavenschweiss. Ruinen der Assyrer, Babylonier, Hethiter, Patriarchate allesamt, tilgt sie!

Und auch wir seien nicht verschont. Vor dem Bundeshaus kreuzt bald einer auf, in tiefer Nacht, der rufen wird: «Furt mit däm Ghütt, i bi für d Anarchie.» Kein Mani Matter weit und breit, der den Revolutionär mit einer Augustrede zur Räson bringen wird. Einzig ein Strassenschild erinnert an den Berner Barden. Aber auch das nur auf Zeit. Denn hat nicht dieser zartbesaitete Mensch Sidi Abdel Assar vo el Hama «im Pyjama» melodisch-rassistisch verhöhnt?

«Ecce homo», seufzt Zeus auf dem Olymp, «Prometheus gab ihm das Feuer, er ward gesegnet mit Vernunft, nun sieh ihn dir an!» Hera blickt auf die Erde, besorgt: «Gatte, was sollen wir tun?» Zeus greift zum Trinkbecher, füllt ihn mit kräftigem Burgunder. «Nichts.» ○



Der psychogene Tod

Der Aufruhr über eine tödliche Verhaftungsaktion in den USA hängt eng mit der Todesursache zusammen. Sind die Zusammenhänge wirklich so klar, wie es den Anschein macht?

Von Thomas Knecht

Ein schwarzer Mann stirbt im Rahmen einer brutalen Polizeiaktion. Als offizielle Todesursache gilt «Ersticken», hat er doch in den letzten Minuten seines Lebens gesagt: «I can't breathe». Dieselbe Ursache wurde auch bei früheren Polizeiopfern postuliert, welche jedoch auf andere Weise überwältigt worden waren. Die gleiche Erklärung wird von den forensischen Medizinern gewöhnlich auch vorgebracht, wenn zum Beispiel bei einem abgewiesenen Asylbewerber anlässlich der forcierten Rückschaffung unvermittelt der Tod eintritt.

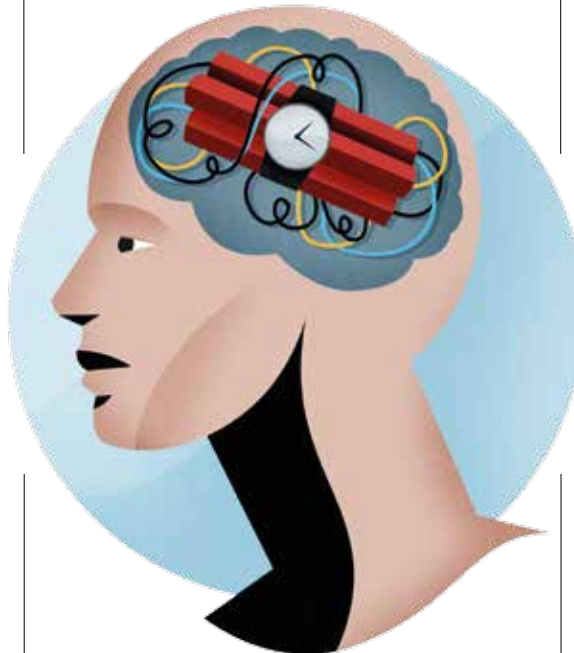
Solche Fälle, die in den Medien mit einiger Regelmässigkeit auftauchen, beschäftigen mich seit vielen Jahren intensiv. Vier Publikationen in medizinischen und kriminalistischen Fachzeitschriften, welche bis dato unwidersprochen blieben, sind das Resultat meiner Bemühungen. Dabei geht es um die Frage, ob es beim Menschen einen sogenannten psychogenen Tod, also einen eigentlichen Stresstod, geben kann. Dass ein psychogener Tod bei den verschiedensten Wild- und Haustieren, die in ausweglose Situationen geraten, existiert, gilt als belegt. Nicht nur dass zahlreiche Beobachtungen von Tierfängern und Tierhaltern vorliegen; exemplarisch seien auch die Spitzhörnchen (Tupajas) erwähnt, die nach einem verlorenen Rivalenkampf mit daraus folgendem Revierverlust eine drastische Verkürzung ihrer Lebensdauer erfahren.

«Nostalgia Helvetorum»

Aber beim Menschen? Auch hier gibt es unzählige Hinweise, dass psychische beziehungsweise psychosomatische Vorgänge sehr wohl Einfluss auf den Zeitpunkt des Ablebens nehmen können. Häufig ist die Beobachtung, dass der Tod eines betagten Ehegatten unter Umständen sehr rasch den Tod des Partners respektive der Partnerin zur Folge haben kann. Aus der Psychiatrie sind ebenfalls eine ganze Anzahl von psychotischen Ausnahmezuständen bekannt, die zum Tode führen können – allen voran die febrile Katatonie, also eine Art-Erstarrung, die immer eine unmittelbare Lebensgefährdung bedeutet. Im Übrigen haben sich solche extremen Phänomene in unserer aufgeklärten Lebenswelt ziemlich rar gemacht.

Ethnologen wissen indessen, dass psychogene Todesfälle in einer archaischen Welt, in der

das menschliche Bewusstsein noch magische Wirksamkeiten am Werke wähnte, offenbar nichts Aussergewöhnliches waren. Nach dem wohl versiertesten zeitgenössischen Autor auf diesem Gebiet, Gary Bruno Schmid, sind hier vor allen Dingen der «Voodoo-Tod» und der «Tabu-Tod» zu erwähnen. Beim ersteren, so der Autor, werde der Sterbeprozess durch den Fluch der schamanischen Autoritätsperson initiiert, der man übernatürliche Kräfte zuschreibe. Un-



Magische Wirksamkeiten.

terstützt werde dies nicht selten durch Abschiedsrituale der felsenfest überzeugten Angehörigen, welche so den Todgeweihten gleichsam ins Jenseits geleiten.

Der Tabu-Tod dagegen, so Schmid, bedürfe keiner Fremdsuggestion: Allein das Sich-Innewerden, ein heiliges Tabu des Stammes gebrochen zu haben und damit eine «Tod-Sünde» begangen zu haben, reiche aus, um eine vitale, eventuell sogar letale Krise in Gang zu bringen. Ausserdem wird berichtet, dass extrem heimatverbundene Schweizer Söldner im Dienste des französischen Kaisers akut depressiv wurden und mitunter starben, wenn sie mit heimatlichen Liederklingen konfrontiert wurden (sogenannte Nostalgia Helvetorum). Der Beispiele wären noch viele. Im Hinblick auf den genauen Pathomechanismus des psy-

chogenen Todes existieren verschiedene Modellvorstellungen, welche von vegetativen Notfallreaktionen (Reflex- oder Vagustod) bis hin zum immunologischen Zusammenbruch reichen. Wichtiger ist allerdings die Frage nach der praktischen Relevanz dieser vorläufigen Erkenntnisse. Kann ein psychogener Tod aufgrund von Phänomenologie, also Erscheinungsweise, und Verlauf von anderen, gleichsam handfesten Todesursachen zuverlässig abgegrenzt werden? Zunächst muss natürlich eine alternative Todesursache wie etwa ein Ersticken oder ein Sekundenherztod sorgfältig ausgeschlossen werden. Aber immerhin in 5 bis 10 Prozent der Autopsien soll sich laut der Literatur eine solche nicht finden lassen. In diesen Fällen wäre dann nach den Indizien für einen psychogenen Sterbeprozess zu suchen, die sich wie folgt umschreiben lassen:

Psychogener Auslöser — eine subjektiv ausweglose Situation, welche hochgradige Verzweiflung auslöst

Psychogene Phänomene — massive Auflehnung, verzweifelte Gegenwehr, plötzliche Resignation

Psychogener Verlauf — Der klinische Ablauf des Sterbevorgangs folgt eher psychologischen als organpathologischen Gesetzmässigkeiten (mit Blick auf die Zeitstruktur der einzelnen Phasen, Zeitpunkt und Dauer eines allfälligen Bewusstseinsverlustes etc.).

Diese Überlegungen machen den bedauernswerten George Floyd nicht lebendig und den fatalen Akt des beteiligten Polizisten nicht besser. Lassen wir die Forensiker und Rechtsanwender in Minneapolis in Ruhe ihre Arbeit machen. Möglicherweise bleibt das Ergebnis mehrdeutig. In Bezug auf ähnlich gelagerte Fälle in der Zukunft könnte es indessen sehr wohl straf- und haftungsrechtliche Konsequenzen haben, wenn in unklaren Fällen die Möglichkeit eines psychogenen Todes in Betracht gezogen würde: Während die tödlichen Folgen eines Würgeaktes für jeden evident sind, gibt es kaum eine Möglichkeit, die individuelle Gefährdung für einen psychogenen Tod schon im Vorfeld zu erkennen.

Thomas Knecht ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, forensischer Psychiater und leitender Arzt am Psychiatrischen Zentrum AR in Herisau.

Leichtigkeit des Seins

Renzo Piano ist einer der grössten Architekten der Gegenwart. Demnächst öffnet die von ihm erbaute neue Autobahnbrücke von Genua. Sein Werk hat etwas Federndes, Natürliches. Sein Geheimnis? Er arbeitet in Teams mit einer Vielzahl von Spezialisten aus verwandten Disziplinen. *Von Roderick Hönig*

Renzo Piano begann seine Karriere 1971 mit einem Paukenschlag. Als 34-jähriger Nachwuchsarchitekt gewann er den Wettbewerb für das Centre Pompidou in Paris. 100 000 Quadratmeter für die Kunst! Mitten in Paris. Bam! Das Projekt legte den Grundstein für seine weltweite Karriere, seither trommeln der Architekt und sein auf 160 Mitarbeiter angewachsenes multiinstrumentales Entwurfsorchester rund um den Globus.

Piano wurde 1937 in Genua in eine Baumeisterfamilie geboren. Nach dem Studium in Italien folgten Lehr- und Wanderjahre im angelsächsischen Raum, wo er Richard Rogers kennenlernte, mit dem er den Wettbewerb fürs Centre Pompidou gewann. Der spektakuläre Entwurf war eine provokative Antithese zur klassizistischen Architektur von Paris und auch eine Kritik am konservativen Selbstverständnis des gesättigten französischen Kunst-Establishments: eine expressive Technikmaschine mit einer raffinerieartigen, nach aussen gestülpten Gebäudetechnik-Fassade. Obwohl der Bau ein zu Architektur gewordenes Abbild der 68er Bewegung ist, hat er bis heute nichts an Aktualität und Qualität eingebüsst: Im Schnitt pilgern immer noch 20 000 Besucher pro Tag mit grossen Augen durch die Hallen.

Pianos Schweizer Bauten

Das Centre Pompidou steht aber keineswegs für den Stil des italienischen Architekten, sondern vielmehr für seine Haltung: «Architektur nutzt Technik, um Emotionen zu erzeugen, arbeitet mit Raum, Proportionen, Licht und Materialien», erklärte Piano 1998 – zahlreiche Museums- und Kulturbauten auf der ganzen Welt später – anlässlich der Verleihung des Pritzker-Preises. Er gilt als die weltweit höchste Auszeichnung in der Architektur. Und was macht Piano zu Piano? Dass er zwar Architekt ist, aber zuerst Konstrukteur. Für ihn sind entwerfen und konstruieren eins. Seine wiederkehrenden Themen sind Leichtigkeit und Transparenz. Immer wieder schafft es der Architekt, auch hochtechnischen und monumentalen Bauten luftige Leichtigkeit zu verleihen. Etwa dem 66-stöckigen Glasturm «The Shard» in London oder dem Whitney Museum of American Art in New York.

Ein Meisterwerk dieser Piano-eigenen Ausgewogenheit zwischen Leichtigkeit und Schwe-



Renaissancekünstler: Baumeister Piano.

re, zwischen Licht und Schatten ist die Fondation Beyeler in Riehen, die 1997 eröffnet wurde. Sie ist seine erste von zwei Bauten in der Schweiz. Das Ausstellungshaus ist ein Meilenstein in der langen Reihe von rund 25 spektakulären Museumsbauten, die der Italiener weltweit realisieren konnte. Das Haus stellt eine poetische Beziehung zwischen Landschaft, Architektur und Kunst her. Sie findet ihren Höhepunkt im Monet-Saal auf der Südseite, vor dem Piano eine Wasserfläche mit Seerosen anlegen liess: Hier fliessen innen und aussen, Natur und Kunst, Architektur und Landschaft ineinander. Hier ist auch die Architektur grosse Kunst!

Wie das Centre Pompidou ist auch die Fondation Beyeler eine gewaltige Technikmaschine, doch muss Piano diese nicht mehr inszenieren wie in seinen wilden Pariser Jahren. In Riehen stellt er die Technik ganz in den Dienst der Kunst: Die ausgeklügelte Lichtdecke ist eine Weiterentwicklung seiner später vielfach kopierten tageslichtlenkenden Decke, die der Architekt 1987 für die Menil Collection in Texas erfand. Sie lässt einen Wetter, Tages- und Jahreszeit spüren und bringt Beyelers Bilderschatz im Gleichklang mit der Aussenwelt zum Leuchten und Leben. «In meiner Architektur versuche ich auch, immaterielle Aspekte wie Transparenz, Leichtigkeit und Lichtstimmungen einzuplanen», so Piano.

Ganz anders reagiert der Architekt beim Zentrum Paul Klee in Bern, seinem zweiten Bau in der Schweiz. Weil Klees Bilder, vor allem die Grafiken, nicht mehr als 50 Lux Helligkeit ertragen (Tageslicht hat 50000 Lux), schlug er vor, das Museum unter drei künstlichen Hügeln vor den

Toren von Bern verschwinden zu lassen. Wiederum sucht der Bau mit seinen drei markanten wellenförmigen, begrünten Dächern eine Beziehung zur Landschaft: Doch nicht der fließende Übergang ist hier das Thema, sondern die Symbiose – das Museum geht förmlich in der Landschaft auf, hier baute Piano Landschaft.

In der Werkstatt

Bezeichnend für das Berufsverständnis des heute 82-jährigen Architekten ist der Name seines Büros: «Renzo Piano Building Workshop» (RPBW Architects). Die Bezeichnung streicht das Bauen und die gemeinsame Arbeit am Projekt heraus. Wie ein Renaissancekünstler seine Werk-

statt, leitet Piano zusammen mit acht Partnern seine 160 Mitarbeiter aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen in den Büros in Genua und Paris an. Modellbau und Prototypen haben oberste Priorität, Piano ist überzeugt, dass gute Architektur nur durch die Zusammenarbeit von Architekten, Ingenieuren, Landschaftsarchitekten und weiteren Spezialisten entsteht. So fliessen mehr Ideen, mehr Vielseitigkeit, mehr Wissen und Kreativität in Projekte ein, glaubt Piano.

Noch immer ist der Architekt an allen Projekten des Büros beteiligt, derzeit liegen etwa Kunstmuseen in Istanbul und Moskau, Bürotürme in Beirut und Taipeh, ein Kinderhospital in Uganda oder ein Science Center für das Cern in Genf an. Piano denkt keineswegs ans Aufhören, trotzdem auch an die Welt nach ihm. In einer Videobotschaft aus dem Lockdown in Paris ermahnte er kürzlich die kommende Architektengeneration: Die Corona-Krise habe die Verletzlichkeit der Welt deutlich vorgeführt, umso mehr sollen junge und angehende Architekten mit nachhaltigen Projekten die Welt von morgen besser bauen – er habe es nicht geschafft. Dass er es ernst mit seiner Sorge um die Zukunft der Welt meint, zeigt etwa, dass er den Lohn, den er als auf Lebenszeit ernannter Senator vom italienischen Staat bekommt, über eine eigene Stiftung an junge Architekten weitergibt: Sie sollen städtebauliche Lösungen für die Weiterentwicklung von Agglomerationen finden.

Roderick Hönig ist Redaktor bei Hochparterre, dem Verlag für Architektur, Planung und Design

Mensch Meyer

Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer wollte die Richter aus der sterilen Isolation befreien und das Betriebsklima verbessern. Doch zwischen Kollegialität und Beziehungskorruption ist ein schmaler Grat. Von Alex Baur

Das Drama erinnert an Kleists Komödie «Der zerbrochene Krug»: Dorfrichter Adam soll über einen Sittenstrolch richten, doch peu à peu stellt sich heraus, dass Adam selber der Missetäter ist. Nur wird das Drama nicht auf einer Bühne gespielt, sondern in den Kabinetten der Schweizer Bundesjustiz in Lausanne und Bellinzona. Es waren auch keine Schauspieler am Werk, sondern echte Richter und Justizbeamte aus Fleisch und Blut.

Die Fakten sind bekannt. Sekundiert von seiner Stellvertreterin Martha Niquille (CVP) und von Bundesrichter Yves Donzallaz (SVP), wollte Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer (SP) beim Bundesstrafgericht in Bellinzona für Ordnung sorgen. Es ging um einen seit Jahren schwelenden, mitunter über die Medien ausgefochtenen Streit unter Richtern, um Mobbing, Sexismus, Liebeleien und Spesenreiterei. Meyer machte kurzen Prozess. Keine zwei Monate nach der Befragung der wichtigsten Exponenten lag ein Untersuchungsbericht vor, der die meisten Vorwürfe entkräftete, aber doch zwei ungewohnt deutliche Empfehlungen enthielt: Die Generalsekretärin sollte entlassen werden, die bereits erfolgte Rückstufung von zwei Tessiner Kammerpräsidenten war angebracht.

Aufzeichnung von Lästereien

Doch von Ruhe kann keine Rede sein. Letzte Woche erfolgte die via SRF-«Rundschau» im Verbund mit anderen Medien verbreitete Retourkutsche: In einer Verhandlungspause hatte der Vorsitzende Meyer mit seiner Stellvertreterin Niquille arg über eine involvierte Richterin gelästert («magersüchtig», «giftiger Blick», «quasselt» etc.). Irrtümlicherweise (oder vielleicht auch nicht?) wurde das Geschwätz aufgezeichnet, und dummerweise stiess einer der in Ungnade gefallen Richter auf diese Aufzeichnung. Meyer entschuldigte sich sofort direkt und öffentlich und in aller Form bei der betroffenen Richterin. Doch wenn die Wiederherstellung des Vertrauens in die Justiz und des Burgfriedens das Ziel der ganzen Übung war, dann hatte Meyer das Gegenteil erreicht.

Selten haben sich Richter derart entblösst. Der Wahrheit und dem Recht allein sollten sie verpflichtet sein, doch die Kabalen, die in den letzten Wochen und Monaten aus den hermetisch abgeschlossenen höchstrichterlichen Kabinetten in Lausanne und Bellinzona an die Öffentlichkeit drangen, gemahnen eher an eine Schmierkomödie. Was die Sache besonders



Selten haben sich Richter derart entblösst: Gerichtspräsident Meyer.

pikant macht: Die Indiskretionen – insbesondere auch die möglicherweise illegalen (auf jeden Fall gerichtlich nicht verwertbaren) Aufzeichnungen der Lästereien – steckte offensichtlich ein involvierter Richter der «Rundschau».

Mit dem Hauruckverfahren, dessen Ausgang von Anfang an festgestanden haben dürfte, wollte Gerichtspräsident Meyer einen gordischen Knoten zerschlagen. Die Übung ging gründlich in die Hosen. Betroffene werfen Meyers Gremium nun eine «Verweigerung des rechtlichen Gehörs» und Voreingenommenheit vor. Von Frieden kann keine Rede sein; die juristischen und politischen Querelen um die Entlassungen und Rückstufungen in Bellinzona gehen nun erst richtig los.

Ob die von Meyer beleidigte Richterin seine Entschuldigung annehmen will, steht noch in

den Sternen. Wie sie durch ihren Anwalt ausrichten lässt, gebe es im Untersuchungsbericht, in dem sie der Amtsgeheimnisverletzung bezichtigt wird, noch etwas zu bereinigen. Der happige Vorwurf steht tatsächlich auf tönernem Fundament, bezieht er sich doch auf eine Aussage der Richterin gegenüber einer parlamentarischen Kommission. Ein Strafverfahren gegen sie wurde denn auch nie eröffnet. Doch die Richterin hat Meyer nun am Wickel – und sie will diesen Trumpf nicht ohne weiteres preisgeben. Es wird mit harten Bandagen gekämpft.

Warmherziger Professor

Vielleicht ist es heilsam, wenn man sich wieder einmal vor Augen führt, dass Richter nicht die Heiligen sind, als die sie sich gerne inszenieren, sondern Menschen mit Unzulänglichkeiten und gelegentlich auch niederen Ins-

tinkten. Es erinnert uns auch daran, dass die Juristerei keine exakte Wissenschaft ist und jedes Urteil nicht mehr als eine mehr oder weniger gut begründete Meinung. Dass es nun just Bundesgerichtspräsident Ulrich Meyer trifft, der im nächsten Oktober seinen 67. Geburtstag begeht und dann (sofern er sich bis dann halten kann) in Pension gehen will, entbehrt nicht einer bitteren Ironie. Denn Meyers gesamtes Wirken zielte darauf ab, die Justiz aus der sterilen akademischen Fiktion zu befreien, sie zu verwesentlichen und dem realen Leben mit all seinen Widersprüchen wieder etwas näher zu bringen.

Pfarrerssohn Ulrich Meyer stammt ursprünglich aus dem Kanton Bern, wo er auch studierte und zwischendurch für die Bundesverwaltung arbeitete. In den 1990er Jahren habilitierte er sich für Sozialversicherungsrecht an der Universität Zürich. Für sein Spezialgebiet vermochten sich nur wenige zu begeistern, in sei-

Meyer hat – anders als die meisten seiner Vorgänger – diese Gestaltungsmacht auch genutzt.

nen Vorlesungen herrschte stets eine familiäre Stimmung. Ehemalige Studenten beschreiben Meyer als vielleicht etwas langweiligen, aber stets korrekten und warmherzigen Professor, der sich um seine Lehrlinge kümmerte. Bereits in jener Zeit wirkte er beim Eidgenössischen Versicherungsgericht in Luzern, das er Ende der neunziger Jahre präsidierte.

Als Richter machte Meyer von sich reden, als er sich für eine schärfere Praxis gegenüber den angeblichen Schleudertrauma-Opfern engagierte. Das zeugt von Zivilcourage. Meyer brachte mit seiner Haltung nicht nur die mächtige und medial gutvernetzte Anwaltslobby gegen sich auf, er bewies auch Eigenständigkeit gegenüber seiner eigenen Partei. Seiner Karriere schadete es nicht.

2013 wurde Meyer zum Vizepräsidenten des Bundesgerichts gewählt, 2016 übernahm er das Präsidium, zwei Jahre später bestätigte ihn das Parlament für eine weitere Amtszeit. Er war der erste Bundesrichter, der von Luzern aus den Betrieb in Lausanne kommandierte. Die Funktion des Präsidenten beim Bundesgericht ist vor allem administrativer und repräsentativer Natur. Einen privilegierten Einfluss auf die Rechtsprechung hat er nicht. Das heisst aber nicht, dass er machtlos wäre. Beim Präsidenten laufen die Informationen zusammen, über das Budget und Personalentscheide kann er durchaus Einfluss auf die Betriebskultur nehmen.

Meyer hat – anders als die meisten seiner Vorgänger – diese Gestaltungsmacht auch genutzt. Aktiv weibelte er beim Bundesparlament für eine Gesetzesrevision, die in Bagatellfällen den Zugang zum Bundesgericht erschweren wollte. Das System sollte entlastet und beschleunigt

werden, indem man sich auf das Wesentliche konzentriert. Meyer ist im Bundeshaus als jovialer Macher bekannt, der ohne Berührungängste auf Parlamentarier und Beamte zugeht und auch mal ungefragt zum Du wechselt. Diffizile Geschäft bespricht der stets elegant gekleidete Gentleman am liebsten bei einem gediegenen Essen mit edlem Tropfen. Das kam allerdings nicht bei allen gut an. Die Revision scheiterte.

Auch in Lausanne versuchte Meyer, die Sitten etwas zu lockern. So veranstaltete er Kaffeerunden, um die Richter aus ihren Kabäuschen zu locken und den zwischenmenschlichen Austausch in einem informellen Rahmen zu fördern. Doch zwischen Kollegialität und Beziehungskorruption, gesundem Menschenverstand und Willkür, Privatem und Öffentlichem liegt ein schmaler Grat. Das gilt ganz besonders für einen Richter, wie gerade das Beispiel Meyer zeigt.

Scheidungskampf mit Beigeschmack

Wie die *Weltwoche* vor einem Jahr enthüllte, hatte sich Ulrich Meyer eine jüngere Lebenspartnerin angelacht, die sich in einem erbitterten Scheidungskampf befand. Strittig waren Alimamente und das Sorgerecht von Töchtern, das auch dem Kindsvater zugeteilt war. Eine Reihe handfester Indizien aus den Prozessakten weist darauf hin, dass der Bundesgerichtspräsident seiner Geliebten geholfen haben könnte, Vermögenswerte sowohl vor ihrem Ex-Mann als auch vor dem Fiskus zu verheimlichen. Und der vielleicht gravierendste Verdacht: Das Bezirksgericht Kriens hat dem Bundesgerichtspräsidenten verboten, sich in die Obhutsteilung der Kinder einzumischen.

Diese Verdächtigungen blieben unwidersprochen im Raum stehen und wurde von allen anderen Medien verschwiegen. Unter Berufung auf seine Privatsphäre blockte Ulrich Meyer jede Diskussion erfolgreich ab. Die *Weltwoche* hatte ihm dies allerdings auch leicht gemacht, erwähnte sie doch an prominenter Stelle, dass es sich bei der Geliebten um eine Afrikanerin mit Prostitutionshintergrund handelte. Die ganze Geschichte erhielt damit einen schmutzigen, latent rassistischen und sexistischen Beigeschmack. Über solche Dinge redet man nicht öffentlich. Umso heftiger wurde natürlich in Juristenkreisen über die Geschichte getratscht.

Diese Woche wurden nun auch noch die «Auslandreisli» von Ulrich Meyer medial unter die Lupe genommen. Es handelte sich um internationale Dienstreisen, die ein Bundesgerichtspräsident in Wahrnehmung seiner repräsentativen Funktion halt unternimmt, der eine freudiger, der andere weniger gern. Für einen kleinen Aufreger reicht es allemal, doch letztlich lenkt dieser, genau wie Meyers Lästereien am Rand der Untersuchung in Bellinzona, vom Wesentlichen ab. Irgendwo mottet es beim Bundesstrafgericht seit seiner Gründung (2004), aber keiner scheint zu wissen, wo es wirklich brennt. ○

Kirche

«Dumm gelaufen»

Eine katholische Zeitschrift zögert, ein Interview mit Kurt Aeschbacher abzudrucken. Grund: Dessen Homosexualität.



Fernsehstar Aeschbacher.

Das sei ihm noch nie passiert, empört sich Kurt Aeschbacher. Ein Zeitungsinterview, das er gegeben habe, sei in letzter Minute aus dem Blatt gestrichen worden, wie der 71-Jährige mitteilt. Und das nur, weil er in einer eingetragenen Partnerschaft lebe.

Eigentlich hätte es ein nettes Gespräch für das *Schweizerische Katholische Sonntagsblatt* (SKS) über Gott und die Welt werden sollen, «nichts Privates», wie sich der Fernsehstar erinnert; der freie Journalist Andreas Raffener habe ihn dafür angefragt. «Aeschbi» willigte ein, vermerkte jedoch, dass er nicht gläubig sei. Trotzdem fand die Begegnung statt.

Angst vor verstörten Lesern

Ende letzter Woche erreichte Kurt Aeschbacher dann das PDF der Ausgabe vom 21. Juni 2020. Sein Bild zierte Seite zehn, das Gespräch – unter dem Titel «Kurt Aeschbacher sieht im Glück den unerwarteten Moment der Seligkeit» – reicht im Layout bis auf die nächste Seite und erhielt von Redaktionsmitglied Melanie Host das Prädikat «Gut gelungen», wie aus dem Schriftverkehr, der der *Weltwoche* vorliegt, hervorgeht.

Dann die Kehrtwende: Host teilt Raffener schriftlich mit, der Verlag sowie der geistliche Leiter des SKS, Generalvikar Andreas Fuchs, hätten Bedenken, das Interview zu veröffentlichen, «da Herr Aeschbacher bekennender Homosexueller ist, was sicher einige Leser verstören wird». Das Interview sei für das SKS «ungeeignet».

Aeschbacher intervenierte postwendend: Was mit dem Interview geschehe, sei ihm zwar egal, wegen der Begründung fühle er sich aber diskriminiert. Er erlaube sich, den Presserat zu informieren.

Generalvikar Fuchs war vor Redaktionsschluss nicht erreichbar. Host vermeldete jedoch sinngemäss, was sie Kurt Aeschbacher mitteilte: «Die Sache ist dumm gelaufen», um anzufügen: «Das Interview wird selbstverständlich abgedruckt.»

Roman Zeller

Rassismus für alle

Die Black-Lives-Matter-Bewegung hat einen Ableger in Genf. Hand in Hand marschiert man für eine bessere Welt. Die Linke erstellt ein Inventar der lokalen Berühmtheiten mit kolonialer Vergangenheit. Beim Aufarbeiten sei man im Rückstand. Der Kulturkampf hat begonnen. *Von Jürg Altwegg*

«Auch hier tötet der Rassismus», so überschrieb *Le Courrier* – in Anführungszeichen – seinen Bericht. Zweitausend hatten am 8. Juni in Lausanne demonstriert. Zwölftausend waren es zwei Tage später in Genf gewesen. «Massenhaft ist die schwarze Gemeinschaft erschienen», beobachtete die Zeitung: Aber in ihrer Vielfalt «repräsentieren die Gesichter die ganze Diversität der Calvinstadt». Die junge Rednerin Anaïs «elektrisiert die Menge, die nur darauf wartete, entflammt zu werden». Der Massenaufmarsch beflügelt ihre Rhetorik: «Auch hier tötet der Rassismus. Die Schweizer müssen wissen, dass dieses Schicksal nicht nur unseren afroamerikanischen Brüdern und Schwestern blüht.»

Wer genau hinter dem organisierenden Westschweizer «Black Lives Matter»-Komitee BLM Swiss Rom steckt, bleibt unklar. Anfragen werden nicht beantwortet. «Sie wollen sich nicht in den Vordergrund drängen», ist aus dem Umfeld zu hören. Im Aufruf zur Demo wird der Rassismus im besten Gender-Französisch buchstabiert: «racisme anti-noir.x.e.s». Die Direktiven verraten einen Hang zum Totalitären: «Um die totale Kohärenz mit der Linie der Manifestation» zu gewährleisten, wurden die Demonstranten angehalten, «nur Slogans und Transparente zu verwenden, die ausschliesslich auf die Gewalt und den Rassismus gegen Schwarze fokussieren».

Euphorische Bilanz

Der frühere Stadtpräsident und langjährige SP-Nationalrat Manuel Tornare hatte den Aufruf offensichtlich verstanden. Als Präsident der Liga gegen den Rassismus und Antisemitismus (Licra) beschied er: «Wir werden uns nicht an den antirassistischen Demos beteiligen, die von Kommunitaristen organisiert werden. Man kann eine Seuche nicht mit fragwürdigen Methoden bekämpfen.»

Doch Tornare wurde zum Rückzug genötigt und entschuldigte sich: «Entscheidend ist, dass wir alle gegen die Diskriminierungen vereint sind.» In seltener Einmütigkeit bereiteten das ökumenische und tolerante Genf, seine Medien, Politiker und seine Bevölkerung der Veranstaltung einen seltsamen Triumph. «Gemeinsam», so verhiess es ihnen Anaïs, «marschieren wir in eine bessere Welt, in der es keinen Platz für die rassistische Ungleichheit gibt.» Die *Tribune de Genève* ist überzeugt: «Nach der Brandungswelle der Demonstration schlägt ein neuer Kampf in der Genfer Gesellschaft Wurzeln.»



Konkurrenz der Opfer:
De-Pury-Denkmal in Neuenburg.

Selbst die Polizei leistete ihren Beitrag zum guten Gelingen. Lieber mit den Organisatoren kooperieren als das Risiko eines Verbots in Kauf nehmen, argumentierte Staatsrat Mauro Poggia: «das Verbot einer Demonstration, die, man muss es nochmals sagen, von einem Gewaltakt der Polizei ausgelöst wurde». Der allerdings, auch das geht leicht vergessen, fand in Amerika statt. Martine Brunschwig Graf, Präsidentin der Schweizerischen Anti-Rassismus-Kommission, zieht eine euphorische Bilanz der Demonstration: «Ihr Erfolg zeugt von einem neuen Bewusstsein.»

Le Temps erinnerte sich des Senegalesen Dou dou Diène, der als Berichterstatter der Vereinten Nationen der Schweiz die Leviten gelesen hatte. Ob sie seither «genügend unternommen» habe, wollte die Zeitung von ihm wissen: «Die Schweiz ist ein Leuchtturm der Men-

«Die Schweiz ist ein Leuchtturm der Menschenrechte. Aber sie ist nicht immun.»

schenrechte. Aber sie ist nicht immun. Ich entdeckte damals, dass sie wie ihre Nachbarländer vom Rassismus infiziert ist.»

«Nie zuvor habe ich hier einen vergleichbaren Aufruf von Menschen gesehen, ich war überwältigt», erzählt der aus Kamerun stammende Schriftsteller Max Lobe. Er wohnt seit zehn Jahren im Genfer Pâquis-Quartier: «Ich habe von meinem Fenster aus zugeschaut. Ständig zogen neue Gruppen vorbei. Normalerweise ist der Umzug nach ein paar Minuten vorbei. Diesmal dauerte er mehr als eine Stunde. Selbst der Regen konnte ihn nicht stoppen.»

«Man muss dazu stehen»

Der Schriftsteller war zu Hause geblieben. Das Schicksal von George Floyd habe in ihm vor allem Trauer ausgelöst. Auch Corona: «Genf ist jetzt schon der Kanton mit der höchsten Arbeitslosigkeit. Sie wird vor allem die Schwarzen betreffen. Sie waren in den Warteschlangen bei der Verteilung der Notpakete zahlreich.» Nie habe er bislang etwas von lokalen Black-Power-Organisationen gehört: «Die Schwarzen in der Schweiz wollen vor allem in Frieden leben.» Man könnte diese Einschätzung als Kompliment an die Integrationsfähigkeit des neutralen Landes deuten.

«Wir sind alle Rassisten», antwortet Lobe und nennt die Frage, ob die Schweiz ein rassistisches Land sei, «grotesk»: «Aber natürlich gibt es den Rassismus, ich habe ihn erlebt. Er ist Teil einer Geschichte, in der es Kriege und Verbrechen gab.» Die Kampagne gegen die Denkmäler von Sklavenhändlern und die Mohrenkopf-Hysterie lehnt er ab: «Eine Nation erbt die Geschichte von ihren Vorfahren. Im Guten wie im Bösen. Man muss dazu stehen.» Max Lobe plädiert für die historische Aufarbeitung: «Aber wir können nicht das, was vor 400 Jahren geschah,

mit den Kriterien und dem Wissen von heute moralisch verurteilen.»

Für den Erfolg der Anti-Rassismus-Demonstrationen hat der Schriftsteller eine globale Erklärung: «Wir alle waren im Lockdown, hatten Angst um den Job und keine Aufträge mehr. Viele Menschen mussten beatmet werden, starben an Covid-19. Und plötzlich sieht man einen Schwarzen, der unter der Gewalt eines Polizisten stirbt, minutenlang. Der keine Luft mehr bekommt. All das ist nach der Einschliessung explodiert. Die Arbeitslosigkeit. Die Jungen, die nicht in der Schule waren. Die Ehe für alle.»

Nach dem Lockdown konnten wir uns alle als versklavte Neger fühlen. So wie alle «Je suis Charlie» sagten. Oder nach dem 11. September 2001 Amerikaner sein wollten. Im Mai 1968 hatten sich die Aufständischen mit Daniel Cohn-Bendit solidarisiert: «Wir sind alle deutsche Juden.» Die Bereitschaftspolizei (CRS) wurde mit den Nazis gleichgesetzt: «CRS = SS».

Antisemitismus der Antirassisten

Damals begann die Konkurrenz der Opfer und die Tyrannei der Minderheiten. Die Muslime setzen dem Antisemitismus die Islamophobie entgegen. Die Schwarzen wollen für den Sklavenhandel die gleiche Aufmerksamkeit wie für die Shoah. Jetzt ist die Polizei rassistisch. In Frankreich weiss man um den Rassismus und Antisemitismus der Antirassisten. Bei den französischen Demonstrationen gab es Transparente mit der Botschaft, dass die Mörder von George Floyd in Israel ausgebildet worden seien. «Wir werden keine historischen Spuren verwischen und keine Denkmäler zerstören», erklärte Emmanuel Macron in seiner Ansprache zum Ende des Lockdowns.

In der Westschweiz ist das nicht so sicher. Seit der Tabuisierung von Manuel Tornares Vorbehalten scheinen alle Dämme zu brechen. In Neuenburg verlangt eine Petition den Abbruch des Denkmals für David de Pury, dem die Stadt ihren Wohlstand verdankt. Man darf hoffen, dass im Waadtland, wo drei Schwarze in Polizeigewahrsam starben, die anstehenden Prozesse Klarheit verschaffen – eine erste Demo hatte gerade mal 600 Teilnehmer mobilisiert. «Wie können die Menschen mit Lust Schokolade essen, die einen Namen trägt, der einen Teil der Bevölkerung beschimpft», empört sich die Politologin Noémie Michel von der Uni Genf. Die Umbenennung der Strassen und Plätze ist im Gang – im Moment noch zugunsten der Frauen.

Doch man marschiert Hand in Hand in die bessere Welt. Die Linke erstellt ein Inventar der lokalen Berühmtheiten mit kolonialer Vergangenheit: «Beim Aufarbeiten sind wir im Rückstand.» Der Genfer Schriftsteller Jean-Michel Olivier teilte auf Facebook das Bild einer verschmierten «Fuck Voltaire»-Skulptur: «Der Kulturkrieg hat begonnen.» ○

Klima

Abkehr vom vernünftigen Weg

Warum ich als Freisinniger bei den CO₂-Entscheiden des Parlaments und meiner Partei nicht mitmachen kann.

Von Christian Wasserfallen

Ich messe in der Klimapolitik alle Massnahmen an den drei Säulen der Nachhaltigkeit: Ökologie, Wirtschaftlichkeit und Sozialverträglichkeit. Fehlt eine dieser drei, ist von einem Instrument abzusehen, weil sonst negative Nebeneffekte drohen. Dies umso mehr, wenn ich den globalen CO₂-Ausstoss betrachte, zu dem die Schweiz lediglich 0,1 Prozent beiträgt. Als Land mitten in Europa und um die restlichen 99,9 Prozent CO₂-Ausstoss zu adressieren, dürfen wir nicht in eine Art Klimanationalismus verfallen. Gerade in Ländern wie China oder Indien steigt der CO₂-Ausstoss massiv an. Mit dem eingesetzten Franken ist möglichst viel CO₂ zu sparen. Ein exportorientiertes Land, das jeden zweiten Franken im Ausland verdient, hat die Pflicht, dies global zu tun.

Blicke ich auf die Schweiz, stelle ich fest, dass wir bisher einen erfolgreichen klimapolitischen Weg beschritten. Während in unserem Land der Industrie-Produktionsindex verglichen mit 1990 um mehr als das Doppelte gestiegen ist, nahm der CO₂-Ausstoss in der gleichen Zeitspanne um 10 Prozent ab. Der Energieverbrauch blieb konstant. Allein bei den Brennstoffen wurden total über 6 Millionen Tonnen CO₂ reduziert. Gleichzeitig wuchs die Bevölkerung um 25 Prozent und die Wohnfläche um satte 40 Prozent. Dass die Schweiz es geschafft hat, die steigende Wirtschaftsleistung vom CO₂-Ausstoss und Gesamtenergieverbrauch zu entkoppeln, sollte in anderen Ländern Schule machen. Wir haben die Technologie dazu. Wie haben wir gehandelt?

Abkehr vom erfolgreichen Weg

Mit klugen Anreizen haben über 4000 Unternehmen gezielt und nachhaltig in CO₂-Senkungen investiert. Wenn ich mit den Verantwortlichen der Energieagentur der Wirtschaft spreche, wird mir bewusst, dass die Absenkpfade in der Industrie deutlich übertroffen wurden. Minus 0,6 Millionen Tonnen CO₂ seit dem Jahr 2013 und Energiekosteneinsparungen von über 350 Millionen Franken sind beachtliche Resultate. Wenn die Firmen ihre Zielsetzungen erreichen, werden sie von der CO₂-Abgabe auf Brennstoffen befreit. Das ist wirtschaftlich sinnvoll, ökologisch



«Wenn diese Steuer lenkt, dann falsch.»

wirksam und sozialverträglich. So geht Klimapolitik. Die Schweiz nimmt am EU-Emissionshandel oder in der Luftfahrt am internationalen CO₂-Reduktionssystem Corsia teil. Bedauerlich, dass bis heute die meisten Journalisten, Klimastreikenden und Parlamentarier dieses nicht einmal kennen.

Das neue CO₂-Gesetz ist in meinen Augen eine Abkehr vom erfolgreichen Weg. Man will zentral steuern, populistische Instrumente einführen und vor allem im grossen Stil umverteilen. Konkret: eine Milliarde für den Klimafonds, ein bis zu 12 Rappen pro Liter höherer Benzinpreis, eine nationale Steuer von bis zu 120 Franken auf das Flugticket und eine doppelte CO₂-Abgabe für die Industrie, also weltweit die höchste.

Schon beim Studium eines Berichtes des Bundesamts für Umwelt von 2018 fällt mir auf, dass etwa die populistische Flugticket-Steuer hinsichtlich der ökologischen und ökonomischen Wirkung klar durchfällt. Aufgrund des «Ausweichens auf ausländische Flughäfen» führe das zu einer «Erhöhung der Emissionen». Fazit: Wenn diese Steuer lenkt, dann falsch. Das gilt vor allem für den Flughafen Basel-Mulhouse-Freiburg in Frankreich. Darum lehnten die kantonalen Parteipräsidenten der FDP die kontraproduktive Flugticket-Steuer nach vertiefter Diskussion zweimal ab. Die Delegierten der FDP stimmten in diesem Punkt – ohne die Kosten zu kennen – knapp und eher zufällig zu. Um Lenkung geht es also nicht. Vielmehr wollen eigennützige Kräfte einen Klimafonds mit über einer Milliarde Franken füttern. Wenigen Firmen soll mit kräftigen Subventionen geholfen und eine aktive Industriepolitik betrieben werden – ein Modell der Planwirtschaft. Da streikt mein freisinniges Herz.

Subventionierte Kulturkurzarbeit

Sollen Zürichs grosse Kulturhäuser für die Corona-Zeit doppelt kassieren? Trotz öffentlichem Leistungsauftrag bezog das Personal Arbeitslosenentschädigung für Kurzarbeit. Ist das rechtens? Von Christoph Mörgeli

«Wir freuen uns sehr auf den Neubeginn», meint Bettina Auge, Pressereferentin des Opernhauses Zürich, mit Blick auf die Zeit nach der Pandemie für ihre Institution. Diese trägt zwar offiziell die Rechtsform einer Aktiengesellschaft. Da der Zürcher Regierungsrat aber sechs der elf Verwaltungsräte ernannt, wird klar, wer zahlt und damit befiehlt.

Seit der Kantonalisierung des früheren «Stadttheaters» trägt der Kanton Zürich den Löwenanteil der Kosten, nämlich 80,3 Millionen Franken. Die Ticketverkäufe bringen 25,8 Millionen ein, die privaten Sponsoren bezahlen 9 Millionen. Der totale Betriebsaufwand beträgt 120 Millionen, wobei sich die Personalkosten für die 590 Vollzeitstellen auf 97,47 Millionen belaufen.

Der Grossteil der Mitarbeiter des Opernhauses befand sich seit Mitte März in Kurzarbeit. Die Löhne zahlte zu 80 Prozent die Arbeitslosenversicherung (ALV); weil der Arbeitgeber die verbleibenden 20 Prozent nicht übernahm, kam es zu Lohnkürzungen. Hat das Opernhaus Zürich angesichts der ALV-Zahlungen bei gleichzeitig normal weiterlaufenden öffentlichen Subventionen durch Corona nicht massiv profitiert? Dies umso mehr, als auch die Sponsoren nicht abgesprungen sind und dem Haus die Treue hielten? «Diese Frage können wir noch nicht beantworten, da wir nicht wissen, ob wir etwas und wie viel wir von der Arbeitslosenkasse erhalten werden», antwortet das Opernhaus.

Es drohen keine Entlassungen

Tatsächlich ist hochumstritten, ob eine Institution wie das Zürcher Opernhaus grundsätzlich ein Anrecht auf Kurzarbeitsbeiträge hat. Denn die den Steuerzahlern so teure Kulturinstitution ist an einen Leistungsauftrag des Kantons Zürich gebunden, in dem die Bedingungen, die das Haus erfüllen muss, detailliert aufgelistet sind. Dazu gehört neben der Kulturförderung auch die Sicherstellung einer gewissen Eigenwirtschaftlichkeit. Ob die ALV unter diesen Umständen gegenüber einer faktisch staatlichen Institution über-

haupt zahlungspflichtig ist, dürfte noch zu reden geben.

Laut Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit im Bundesamt für Wirtschaft Seco, kommt die Kurzarbeit grundsätzlich nur bei «Drohung der unmittelbaren Entlassung» in Frage: «Der Sinn und Zweck der Kurzarbeitsentschädigung ist nicht die Kompensation von Betriebs- oder Umsatzausfällen, sondern der Erhalt von Arbeitsplätzen.» Dies sei beim Vorliegen eines öffentlichen Leistungsauftrags



«Theater hat immer mit dem Unvorhergesehenen zu tun»: «Schiffbau» in Zürich.

«mit grosser Wahrscheinlichkeit» nicht der Fall, doch werde individuell abgeklärt. Zürcherss Amtsstelle hat entsprechende Weisungen erlassen, da auch Schulgemeinden für Abwarte oder Gemeindebibliotheken für ihr Personal Kurzarbeit eingeführt haben. Das Opernhaus dementiert, dass es durch die Corona-Krise finanziell begünstigt worden sei, und verweist auf etwa 10 Millionen Franken Verluste, die durch die Schliessung aufgelaufen seien.

Jetzt will das Opernhaus im Juli noch kurz vor der Sommerpause seine Tore wieder öffnen. Da vorderhand nur maximal 300 Personen zugelassen sind, kann der Zuschauerraum lediglich zu einem Viertel gefüllt werden. Intendant Andreas Homoki präsentiert vom 4. bis 12. Juli das Musikfestival «Finale» mit bedeutenden Künstlern. Gut, sogar einzigartig aufgestellt ist das Haus, weil das Orchester im

Proberaum am Kreuzplatz spielen und die Musik live in den Opersaal übertragen werden kann, wo die Sänger auf der Bühne auftreten. Sobald sämtliche Corona-Regeln aufgehoben sind, wird das Orchester nach diesem Konzept in der Spielsaison 2020/21 in den Orchestergraben im Opernhaus zurückkehren.

Leistungsvereinbarung mit der Stadt

«Theater hat immer mit dem Unvorhergesehenen zu tun», sagt nach seiner zweiten, jäh abgebrochenen Spielzeit Nicolas Stemann, Co-Direktor des Zürcher Schauspielhauses. Neben der Traditionsbühne am Pfauen betreibt das Schauspielhaus auch drei Bühnen im Schiffbau, der ehemaligen Kesselschmiede der Firma Escher Wyss in Zürich-West. Beim Schauspielhaus steht die Stadt Zürich für den Grossteil der Ausgaben gerade. Sie kam in der letzten Spielzeit für 38 Millionen Franken auf, der Lotteriefonds des Kantons Zürich steuerte rund 800 000 Franken bei. Vergleichsweise bescheiden nehmen sich mit rund 5 Millionen die Vorstellungseinnahmen aus. Der totale Betriebsaufwand lag bei 47,6 Millionen, wobei der Personalaufwand für knapp 250 Personen 34,2 Millionen Franken betrug.

Auch die Belegschaft des Schauspielhauses Zürich befindet sich seit Beginn des Shutdowns respektive des Veranstaltungsverbots «zu grossen Teilen» in Kurzarbeit. Mit der Kurzarbeitsentschädigung können laut der Medienbeauftragten Philine Erni alle Kosten gedeckt werden. Auch hier besteht ein unzweideutiger Vertrag mit detaillierten Leistungsvereinbarungen zwischen Stadt Zürich und Schauspielhaus. Die Kurzarbeit ist also genauso fragwürdig wie jene des Opernhauses.

Die beiden deutschen Intendanten Benjamin von Blomberg und Nicolas Stemann haben jetzt eine «Saisonvorspekulation 2020/21» aufbereitet. Das neue Programm startet erst am 12. September. Die abgesagten Premieren der letzten Saison werden auf die neue Spielzeit verschoben. Vor der Sommerpause passiert mehr oder weniger nichts mehr.

Besser leben dank Palmöl

Beim Thema Ölpalmen kochen die Emotionen hoch. Gegen Handelsabkommen gibt es Boykottaufrufe. Hier ein nüchterner Blick auf eine effiziente Pflanze.

Von Claude Garcia

Vor der Corona-Krise wurden mein Kollege Alain Rival vom Cirad (Centre de coopération internationale en recherche agronomique pour le développement) und ich in einem Magazin für Schweizer Investoren mit den Worten zitiert: «Der Palmölverbrauch wird weiter steigen. Dies hat mit dem demografischen Wachstum zu tun, das mit der Herausbildung einer Mittelschicht in den Schwellenländern einhergeht.» Im Januar explodierten die Preise bis auf über 800 Dollar pro Tonne. Auch nach der Störung durch Covid-19 dürfte der Trend anhalten, und der weltweite Konsum wird weiterhin steigen.

Ich arbeite seit sechs Jahren am Thema Palmöl, damals bewilligte der Schweizerische Nationalfonds Mittel für das Opal-Projekt (Oil Palm Adaptive Landscapes), das wir mit Professor Jaboury Ghazoul von der ETH Zürich und unseren Partnern auf den Weg brachten. Ich bin Ökologe mit dem Spezialgebiet tropischer Regenwald, und mein Ausgangspunkt war die Biodiversität. Vor sechs Jahren betrachtete ich die Palmölwirtschaft als einen der Hauptfaktoren bei der Waldvernichtung in Südostasien. Ich wusste, dass ikonische Arten bedroht waren und dass das Palmöl die Lebensgrundlage lokaler Gemeinschaften ist – der Dayak, der Penan.

Rappelvolle Hörsäle

Rasch stellten wir fest, dass wir mit unserer Forschung ein Minenfeld betraten. Jeder hatte zum Thema etwas zu sagen. Als wir unsere erste öffentliche Konferenz an der ETH Zürich organisierten, um das Projekt vorzustellen, rechneten wir mit zwanzig Teilnehmern – es erschienen mehr als 200 Personen, der Saal war rappellvoll. Viele sahen nicht nur das Thema kritisch, sondern auch die Tatsache, dass Forschungsgelder dafür ausgegeben wurden. Bei einigen Wortmeldungen mussten wir intervenieren, es waren leidenschaftliche Appelle von Aktivisten. Wir wollen ja die Dinge gründlich verstehen, keine simplen Lösungen. Dies haben wir immer wieder an Treffen erlebt, an denen wir im Rahmen unserer Arbeit teilgenommen haben. Unabhängig von Ort und Land: Interessenvertreter, staatliche Behörden, NGOs und Bürger haben eine feste Meinung zum Thema, die nur selten auf einem detaillierten, kenntnisreichen Verständnis der Sache beruht. Hier einige Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gemacht habe.

Die Palme wurde in Zentralafrika domestiziert. Sie wird überall in den Tropen angebaut, aber 85 Prozent der Palmölproduktion entfallen



Das grosse Ganze im Blick.

auf Indonesien und Malaysia. Die Palme liefert das ganze Jahr über Früchte, doch der Ertrag variiert je nach Jahreszeit. Ein Hektar Plantage ist fünf- bis sechsmal ertragreicher als bei anderen pflanzlichen Ölen. In Kolumbien ist die Entwicklung von Palmölplantagen mit dem schwierigen Friedensprozess verknüpft. Dort werden die Palmen auf Weideland angebaut, das heisst, es wird kein Wald vernichtet. Der in diesen Plantagen gespeicherte Kohlenstoff ist stabil, selbst nach zwei Rotationen (vierzig bis fünfzig Jahre), und ähnlich hoch oder noch höher als der im Weideland gespeicherte Kohlenstoff.

In Kamerun gibt es einen heimischen Markt für Palmöl. Im Umkreis industrieller Mühlen entstehen handwerklich betriebene Mühlen, die die frischen Früchte verarbeiten und in der Nebensaison stillliegen. Die Existenz handwerklich betriebener Mühlen eröffnet den Kleinbauern Optionen, bietet ihnen Macht. Warum bevorzugen sie diese Mühlen? Weil bar bezahlt wird und Liquidität ausserordentlich wichtig ist. Die Kosten drücken auf die Produktivität des Landes. Kleinmühlen arbeiten nicht effizient und ohne Kontrolle von Abwasserentsorgung oder Verschwendung. In Indonesien hat sich das Leben der Dorfgemeinschaften dank den Plantagen nach eigenem Bekunden verbessert. Kleinbauern sind für einen signifikanten Anteil der Waldvernichtung (bis zu 40

Prozent) und die Anwendung marktbasierter Umweltinstrumente verantwortlich. Die Marktinstrumente und Zertifikate sind alles andere als zufriedenstellend, aber es gibt Fortschritte. Eine letzte Anmerkung: Die Vernichtung von Wald geht uneingeschränkt weiter, Soja und Rindfleisch sind die treibenden Kräfte, deutlich vor Palmöl.

Vielschichtiger als gedacht

Dies sind nur einige der Lehren, die ich aus der Zusammenarbeit mit kleinen Produzenten in den Erzeugerländern, in der Schweiz und in Europa gezogen habe. Immer wieder zeigte sich, dass die Dinge vielschichtiger sind als gedacht und dass kaum jemand das grosse Ganze im Blick hat. Unser Job als Wissenschaftler ist es, mit allen zu reden und zu versuchen, unterschiedliche Standpunkte zu verstehen. Wir haben spezielle Verhandlungsinstrumente entwickelt, die es erlauben, Lösungen zu finden, haben Kleinbauern, Unternehmen, NGOs und Regierungsvertretern ein tieferes Verständnis des Systems nahegebracht. Erstaunlicherweise haben selbst Leute mit zwanzig Jahren Erfahrung eine eingeschränkte Sicht, sie können also nur profitieren, wenn sie die Dinge aus einer anderen Perspektive betrachten. Unsere Aufgabe bestand nicht darin, Lehren zu erteilen, sondern darin, es den Beteiligten zu ermöglichen, ihre Optionen klarer zu sehen und am Ende bessere Entscheidungen zu treffen.

Ich habe auf beiden Seiten kurzsichtige Argumente gehört. Die guten Absichten derjenigen, die einen Boykott von Palmöl fordern, stelle ich nicht in Frage, kritisiere aber ihre Kurzsichtigkeit in politischen und sozialen Fragen. All jenen, die ein wichtiges Produkt ihres Landes verkaufen wollen, mache ich keine Vorwürfe, ich kritisiere ihr Desinteresse an ökologischen Prozessen. Wir können es uns nicht leisten, einander zu bekämpfen, während Klimakrise, Armut und der Verlust an Biodiversität fort-dauern. In wenigen Wochen werden wieder Brände wüten. Ganz Südostasien wird unter Rauchwolken liegen. Globaler Hotspot der Waldvernichtung ist inzwischen Zentralafrika.

Wir müssen uns von simplifizierenden Lösungen verabschieden und gemeinsam neue Regeln vereinbaren, neue Strategien ausarbeiten. Landschaften ohne Armut, mit Elefanten, Tigern und Palmölplantagen sind möglich.

Claude Garcia arbeitet am Lehrstuhl für Umweltsystemmanagement an der ETH Zürich. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Ein Symptom, das sich überlebt hat

Harald Naegeli besetzt mit seinen illegalen Aktionen seit über vierzig Jahren den öffentlichen Raum. Irgendwann in dieser Zeit hat sich der Street Artist ins Abseits gesprayed.

Von Christoph Mörgeli

«Ich will wieder zurück an meinen Ursprung», sagte Harald Naegeli 2019, damals noch in Düsseldorf wohnend. Dieser Wunsch dürfte in Naegelis Heimatstadt Zürich, wo er 1939 als Spross einer grossbürgerlichen Arzt- und Künstlerfamilie geboren wurde, wie eine Drohung geklungen haben. Denn der Sprayer war dort eben erst mit dem grossangelegten Werk eines Totentanzes im Innern eines Grossmünsterturmes furios gescheitert. Dabei sind ihm



«Nicht mehr unbedingt die gleiche Relevanz»: Naegeli.

die Kirchgemeinde und der Kanton als Eigentümer des Gotteshauses weitgehend entgegengekommen. Doch Naegeli wäre nicht Naegeli, wenn er sich an einen behördlich genehmigten Rahmen gehalten hätte. Er übersprayed den betreffenden Raum und verletzte die Vereinbarungen, so dass Baudirektor Markus Kägi (SVP) der Kragen platzte. Naegeli seinerseits protestierte gegen Zensur und Vorschriften, mit denen der Staat seine Allmacht demonstrierte. Nachdem der neue Baudirektor Martin Neukom (Grüne) im Frühling letzten Jahres sein Amt angetreten hatte, versuchte Naegeli ein Comeback am Grossmünster – mit bislang offenem Ausgang.

Wind hat gedreht

Nun sind in den letzten Wochen zahlreiche neue Strichfiguren in Zürich aufgetaucht, die unverwechselbar die Handschrift Naegelis tragen. Doch irgendwie scheint sich seine Kunst abgenutzt zu haben. Die Empörung der braven Spiessbürger von ehemals gegenüber seiner Provokation ist dem Unverständnis einer jüngeren Generation von Kulturverantwortlichen gewichen. Dies zeigt sich exemplarisch beim Kunsthaus Zürich, an dessen Fassade Naegeli am 12. April drei tanzende Strichfiguren angebracht hat. Völlig emotionslos wurden diese umgehend von einer Putzequipe entfernt, ja mehr noch, das Kunsthaus reichte eine (mittlerweile zurückgezogene) Strafanzeige gegen den Künstler ein. Statt von Kunst im öffentlichen Raum spricht die Stiftung ungerührt von Sachbeschädigung. Naegeli konnte diesmal nicht wie früher in der Anonymität der Dunkelheit agieren – er ist durch die Überwachungskamera samt seinem Velo einwandfrei als Täter identifiziert worden.

Das Kunsthaus Zürich äussert sich so: «Nach unserer Ansicht haben Naegelis Arbeiten nicht mehr unbedingt die gleiche Qualität und künstlerische Relevanz.» Auch die Architektur habe nämlich ihren eigenständigen künstlerischen Wert und dürfe nicht einfach beeinträchtigt werden. Neben zahlreichen anderen Bauten kam auch der Sockel des Waldmann-Denkmal in den zweifelhaften Genuss eines der Strichmännchen mit Sen-

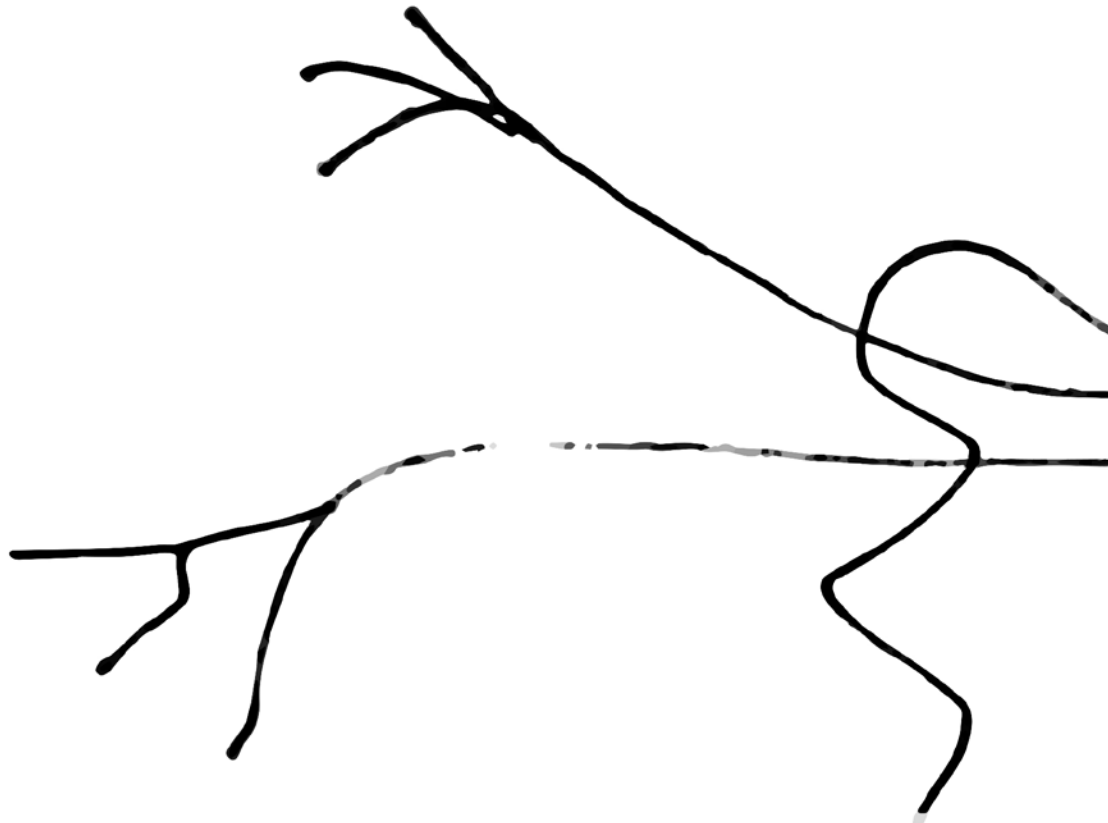
se. Noch hat die Stadt Zürich keine Anstalten getroffen, dieses zu entfernen. Das zuständige Tiefbauamt lässt verlauten: «Die Arbeitsgruppe Kunst im öffentlichen Raum ist gegenwärtig daran, die acht Figuren Naegelis und deren Bedeutung auf städtischem Besitz einzuschätzen.»

Auch Künstler, die Naegeli durchaus beeinflusst hat, folgen seinem Beispiel nicht. Ingo

Giezendanner beispielsweise arbeitet ebenfalls im öffentlichen Raum, ohne aber seine Werke irgendwo ungeheissen anzubringen. Tatsächlich stellen sich Fragen: Soll Kunst den Menschen ungefragt durch einen illegalen Akt aufgezwungen werden? Sind nächtlich angebrachte Graffiti – nicht einmal durch übermütige Teenager, sondern durch einen lebenserfahrenen, heute etablierten Achtzigjährigen – nicht eher eine Zumutung als eine Bereicherung? Selbst in Künstlerkreisen wird der jahrzehntelange Umgang Naegelis mit fremdem Eigentum kontrovers diskutiert. Denn die Kunst, für und von der ihre Urheber leben, ist durchaus auf den Respekt vor dem Eigentum angewiesen. Auch genieße nicht jeder Künstler das Privileg, seine Werke einfach «verschenken» zu können.

Kopfgeld von 3000 Franken

«Das ist doch Bünzli-Zeugs», wendet die Street-Art-Expertin Gabriela Domeisen ein, die sich über Naegelis neueste Werke freut. Sie beurteilt es als ausgesprochen verlogen vom Kunsthaus, diesen Sprayer zwar als Künstler



anzuerkennen, sein Werk an der eigenen Fassade aber als Vandalismus zu verteufeln. Doch hat Naegelis Street-Art nicht etwas Arrogantes, Autistisches, ja Übergriffiges? Indem er etwa das Kunsthaus besprayt, stellt er sich und sein Schaffen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und missachtet gleichzeitig die Bemühungen unzähliger anderer dort ausgestellter Künstler aus verschiedensten Epochen. Solchen Bedenken kann Gabriela Domeisen nichts abgewinnen: «Das Kunsthaus geht nicht kaputt wegen ein bisschen Farbe. Zumal das Wegputzen mehr schadet als das Stehenlassen.»

Die Bedenken bleiben, dass Harald Naegeli heute irgendwie quer in der Gegenwart steht. Naegeli erscheint als Symptom, das sich selber überlebt hat. Dabei war er einst eine Art Seismograf des politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Auf- und Ausbruchs der Zürcher «Bewegung». Wie ein Vulkan überraschten 1980 die Opernhauskrawalle das bürgerliche und das sozialdemokratische Establishment. Bereits drei Jahre davor tauchten plötzlich an Gebäuden und Bauten seltsame Sprayereien in Form von tanzenden Strichfiguren auf, von denen sich viele bei näherem Hinsehen als Skelette entpuppten. Als «Sprayer von Zürich» platzierte Naegeli nachts seine schwarzen Graffiti mit Vorliebe auf Gebäudefassaden, Brückenpfeiler und Betonwände. Trotz polizeilicher Fahndung und ausgesetztem Kopfgeld von 3000 Franken konnte der Urheber erst 1979 gefasst werden. Zum Ver-

hängnis wurde Naegeli die alte Kriminalistenregel, die besagt, dass der Täter stets an den Tatort zurückkehrt – in seinem Fall, weil er dort seine Brille verloren hatte.

Naegelis Skelett-Graffiti wollten gegen angeblich menschenfeindliche Parkhäuser, sperrige Strassenbrücken und unwirtliche Fussgängerpassagen protestieren. Kein Zweifel: Naegeli polarisierte und sorgte für leidenschaftliche, auch befruchtende Kunstdebatten. Handelt es sich bei seinen Strichfiguren um wertlose, gar böswillige Verschandelung von fremdem Eigentum? Oder doch um erhaltenswertes Kulturgut einer alternativen künstlerischen Ausdrucksform? Der Zürcher Richter hielt sich streng ans Gesetz und verurteilte Naegeli wegen Sachbeschädigung zu einer hohen Geldstrafe und neun Monaten Gefängnis. Der Sprayer tauchte allerdings unter und dehnte seine Aktivitäten auf deutsche Städte aus. Trotz sofortigem Einsatz von Reinigungskolonnen gab der Zürcher nicht auf. Wo einmal ein Gerippe getanzt hatte, grüssten am nächsten Morgen zwei oder drei Artgenossen die Passanten. In Köln ist im Schnütgen-Museum sein «Tödlein» unter Schutz gestellt worden.

Ein internationaler Haftbefehl zwang den Aktionisten unterzutauchen. In Deutschland gefasst und 1984 den Zürcher Behörden überstellt, musste er doch noch für sechs Monate ins Gefängnis. Weil sich Harald Naegeli als politischer Künstler versteht, fand er prominente Fürsprecher wie Joseph Beuys, Sarah Kirsch, Adolf Muschg oder Willy Brandt. Wieder auf freiem Fuss, bewegte ihn das Waldsterben, die Umweltverschmutzung, speziell der Chemieunfall der Basler Firma Sandoz, den er mit einem «Totentanz der Fische» entlang des Rheins künstlerisch begleitete. Später sprühte er seine Totenköpfe auf Venedigs altes Gemäuer, um auf die bedrohten Lebewesen in den Kloaken der Lagunenstadt aufmerksam zu machen.

Er macht immer dasselbe

In Zürich hat die kantonale Baudirektion Naegelis weiblichen Wassergeist «Undine» an der Fassade des Deutschen Seminars 2004 unter Schutz gestellt. Auch im Jelmoli-Parkhaus sind seine Figuren noch immer zu bewundern. Eine eigentliche künstlerische Entwicklung ist jedoch kaum erkennbar. Picasso rang sich durch zahlreiche Schaffensperioden. Thomas Mann schrieb nicht alle paar Jahre einen neuen «Buddenbrooks», sondern später den «Zauberberg» oder den «Felix Krull». Bei Harald Naegelis Schaffen im öffentlichen Raum hingegen zeigt sich im Grunde keinerlei Veränderung. Doch ein Künstler, der immer dasselbe macht, ist eigentlich keiner. ○

Zumutung oder Bereicherung?
Naegeli-Werk.

DIE WELTWOCH

Jetzt herunterladen!
Weltwoche-App

Schnellerer Download,
bessere Grafik, mehr Bilder.
Die andere Sicht, ab sofort
noch mobiler und überall
verfügbar.



Holen Sie sich hier die neue App:



«Trump ist schwächer als lauwarmes Wasser»

«Die amerikanische Bevölkerung will nicht noch mal vier Jahre Donald Trump»: James Carville, der berühmteste Kampagnen-Strategie der Demokraten, prophezeit: Joe Biden werde Trump im Herbst «vernichten». Von Amy Holmes

In längst vergangenen Tagen vor Gesichtsmasken und Lockdowns, nämlich im Februar, hatte James Carville «höllisch Angst», seine geliebte Demokratische Partei könnte im linken Treibsand versinken. In einem Interview mit Vox.com, das viral ging, machte der Vater der modernen Kampagnenführung bei den Demokraten deutlich, dass «das Schicksal der Welt» davon abhängt, «ob die Demokraten sich am Riemen reissen».

Carville wurde 1992 als führender Kopf hinter dem überraschenden Sieg des damaligen Gouverneurs Bill Clinton ein Begriff, und nun wettete er gegen die progressive Elite der Demokratischen Partei: «Sind wir verdammt noch mal denn noch bei Sinnen?»

Der Mann aus Louisiana mit dem Spitznamen «Ragin' Cajun» (rasender Cajun) hat in aller Welt Kampagnen geführt, so auch 1999 mit Erfolg diejenige für die Wahl Ehud Baraks zum israelischen Ministerpräsidenten. Der Charakterkopf mit der randlosen Brille und der glänzenden Glatze war in zahllosen Filmen und Fernsehsendungen zu sehen. Wahlen empfindet er als «sehr sexuell». Er sagt: «Eine Wahl ist sehr befriedigend. Sehr intensiv. Es geht auf einen Höhepunkt zu. Und wenn du das einmal erlebt hast, gibt es nichts Vergleichbares.»

Dieser Tage gibt sich der 75-Jährige zuversichtlich. Der Meisterstrategie, der sich selbst einmal mit Uran-235 – «nicht sehr stabil» – verglichen hat, verrät der Weltwoche selbstbewusst: «Die amerikanische Bevölkerung will Trump nicht noch mal.»

Wir erreichten James Carville telefonisch in seinem Haus in Mississippi, wo er mit seiner Frau Mary Matalin lebt, einer strammen Konservativen, die 1992 die gegnerische Kampagne für George H. W. Bush geführt hatte.*

Mr Carville, Sie haben 1992 mit Ihrem berühmten Satz «Es geht um die Wirtschaft,

du Dummkopf» zur Wahl von Bill Clinton beigetragen. Was ist jetzt im Jahr 2020 das Thema, das die Leute am meisten bewegt?

Nach wie vor gilt «Es geht um die Wirtschaft, du Dummkopf». Doch ganz klar wollen die Leute, dass sich etwas ändert. Das ist der Hauptantrieb bei dieser Wahl. Die amerikanische Bevölkerung will Trump nicht noch mal. Das ist eindeutig. Jede Umfrage, die ich betrachte, jedes Wahlergebnis, das ich sehe, zeigt deutlich, dass die amerikanische Bevölkerung nicht vier weitere Trump-Jahre will. Die Anzeichen

dafür sind eindeutig und überwältigend.

Viele Leserinnen und Leser in Europa wundern sich, dass bei den Vorwahlen der Demokraten die Diversität der Kandidatinnen und Kandidaten sehr gross war und es so aussah, als würde eine nicht männliche, nicht weisse Person nominiert werden – doch dann hat die Demokratische Partei den älteren, weissen, heterosexuellen, männlichen Vertreter des Establishments gewählt. Warum ist das passiert?

Definieren Sie Establishment. Das sagt sich so leicht. Ich bin das Establishment. Ich habe keine Ahnung, was das Wort bedeutet.

Na ja, er war acht Jahre lang Vizepräsident und 36 Jahre

lang als Senator ein eindeutiger Vertreter traditioneller demokratischer Parteipolitik.

Die Demokratische Partei hat sich entschlossen für Joe Biden entschieden. Man muss wissen, dass die Demokratische Partei zu einem grossen Teil aus afroamerikanischen und in zunehmendem Masse aus gebildeten, in Vorstädten lebenden weissen Frauen besteht. Die hatten mit dem Geplänkel nie etwas am Hut. Es war vielmehr so, dass ein paar Leute aus Manhattan über Twitter der Welt weismachen wollten, sie seien die Demokratische Partei. Das sind sie aber nicht.

Liessen die Medien das, was die Demokratische Partei tatsächlich ausmacht, ausser Acht, als sie all diese anderen Kandidatinnen und Kandidaten förderten?

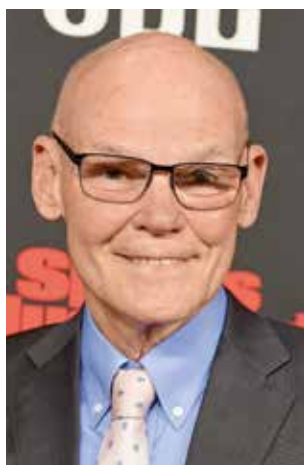
Ja. Alle haben sich da in etwas verliebt, bis die eigentlichen Demokraten im Land zu wählen begannen. Und da sah das Resultat dann ganz anders aus. Journalisten leben vor allem an den Küsten und reden vor allem miteinander. Deshalb glauben viele, der Rest der Welt sei so wie die Welt, in der sie leben. Und das stimmt entschieden nicht. Alle stellen sich auf diese an den Küsten verbreitete Vorstellung ein, was amerikanische Politik ausmache. Doch das ist falsch.

CNN veröffentlichte vor ein paar Wochen eine Analyse – und das war vor der George-Floyd-Tragödie –, laut der sich kaum jemand für Joe Biden begeisterte und Donald Trump im zweistelligen Bereich mehr Enthusiasmus hervorrief als Biden.

Bei den ABC-Umfragen ist Trump um 10 Prozentpunkte gesunken. Dann heisst es: «Schon, aber dafür zeigen seine Wähler mehr Begeisterung.» Na klar. Würde Biden von 53 auf 43 sinken, blieben die begeisterteren Wähler übrig. Sie müssen sehen: Politisch ist Trump schwächer als lauwarmes Wasser. Historisch gesehen, hat noch kein Präsident bei Umfragen so schlecht abgeschnitten. Warum weisen Sie nicht auf die Tatsache hin, dass Biden in den Umfragen konsistentere Zahlen hat als je ein Herausforderer bei den Präsidentschaftswahlen?

Sehen Sie eine Gefahr, dass Biden und seine Kampagne zu sehr nach links gezogen werden?

Es liegt im Wesen des Journalismus, Dinge zu schreiben wie: «Eine Schlacht um die Seele Amerikas ist im Gange.» Und: «Donald Trump gebietet über eine grosse, strategisch platzierte Wählerbasis, die 2016 zu einem der grossen Überraschungssiege geführt hat und ihm auch die Wiederwahl ermöglichen könnte.» Und weiter: «Joe Biden ist ein alter Politikhase, der am besten in seinem Keller bleibt, denn wer ihn sieht, mag ihn nicht.» Das wird durch keinerlei Tatsachen gestützt. Die Tatsachen besagen vielmehr das Gegenteil. Trump hat zwischen 41,5 und 44,5 Prozent der Wählerstimmen. Mit 44,5 verliert er ziemlich klar.



Politikstrategie Carville.

«Ich halte es für möglich, Trump auf 42 Prozent unten zu behalten.»



«Pragmatismus statt Reinheit»: Präsident Trump, Herausforderer Biden (l.).

Mit 41,5 Prozent wird er vernichtet. Die Frage ist also nicht, ob Biden Trump schlagen wird, sondern, wie deutlich.

Und wie soll er das tun?

Indem er einen Wahlkampf führt. Da draussen gibt es Leute, die für ihn den Wahlkampf führen. Und je mehr er sich entwickelt und je besser die Leute ihn im Wahlkampf kennenlernen, desto mehr werden sie ihn mögen und desto grösser wird ihre Begeisterung sein. Ich kann es nicht deutlich genug sagen: Zurzeit liegt Trump irgendwo zwischen 44,5 und 41,5 Prozent. In beiden Fällen verliert er. Und mit 41,5 Prozent wird er vernichtet. Biden schafft das.

Befürchten Sie nicht, dass, wenn Biden improvisiert, er wieder in ein Fettnäpfchen treten könnte wie im Gespräch mit Charlamagne Tha God [ein afroamerikanischer Radiomoderator mit rund acht

Millionen Zuhörern im Monat], als er sagte: «Wenn Sie sich nicht zwischen mir und Trump entscheiden können, dann sind Sie nicht schwarz»?

Wollen Sie das mit Trump vergleichen? Ist das Ihr Ernst? Was Biden gesagt hat, war ungeschickt formuliert. Geblieben ist das

«Historisch gesehen, hat noch kein Präsident bei Umfragen so schlecht abgeschnitten.»

nur in den Köpfen von Medienheinis. Wenn das der schlimmste Fehlgriff in seinem Wahlkampf bleibt, dann bin ich hochzufrieden.

Seit der George-Floyd-Tragödie ist die Zustimmung zu Präsident Trump so tief wie nie zuvor. Die «Swing States» tendieren zu Joe Biden...

Trump hat schon vorher nicht gewinnen können. Er hat schon im Januar nicht mehr gewinnen können. Und da boomte die Börse noch, sahen die Beschäftigungszahlen gut aus. Dann kam das Coronavirus, dann der Wirtschaftsabschwung, und schliesslich kam es zu den entsetzlichen Ereignissen in Minneapolis. Das bedeutet, dass wir seine Wählerzahlen auf 41,5 Prozent drücken können. Er hat in Kentucky verloren. Er hat in Louisiana verloren, während die Arbeitslosenzahlen tief waren und die Börse boomte. Er hat überall verloren. [In *Politico* stand am 17. 11. 2019: «Trumps Lieblingskandidat bei den Gouverneurswahlen in Louisiana hat verloren. Der Gouverneur von Kentucky, Matt Bevin, wurde trotz ähnlicher Bemühungen des Präsidenten nicht wiedergewählt.»] Die wollten ihn nicht wiederhaben. Deutlicher kann sich das Land nicht äussern. >>>



Inside Washington

Trumps Comeback

Mega-Event des Präsidenten. Kritiker warnen vor einem Virus-«Super-Beschleuniger».

Die Umfragewerte von Präsident Donald Trump mögen im Keller sein, aber seine Stimmung ist gut. Der Kampagnen-Profi startet am Samstag ein massives Comeback in Tulsa, Oklahoma, einem Bundesstaat, in dem er 2016 über 65 Prozent der Stimmen erhielt. «Fast eine Million Menschen bestellen Tickets für die Samstagabend-Kundgebung», jubelte Trump auf Twitter. Sein Wahlkampfteam verlautet, dass die Nachfrage für das erste «Make America Great Again»-Event seit 125 Tagen den bisherigen Datenverkehr um ein Zehnfaches übertroffen habe. Aufgeregte Teilnehmer campieren bereits vor dem 20 000 Zuschauer fassenden Stadion.

Kritiker beschuldigen den Präsidenten, mit einer Coronavirus-«Super-Beschleuniger»-Veranstaltung Leben und öffentliche Gesundheit zu bedrohen. Joel Mathis von *The Week* wirft Trump vor, sich «mehr um die eigenen Bedürfnisse» zu kümmern als «um das Leben der Amerikaner». Und CNN-Mann Chris Cillizza schnödet: «Abgesehen von seinem eigenen Wunsch, die Menschenmengen seinen Namen rufen zu hören, gibt es keinen Grund, diese Woche auf Wahlkampftour zurückzukehren.»

Vergessen scheint, dass Massenmedien und Politiker der Demokraten die Zehntausenden von «Black Lives Matter»-Demonstranten im ganzen Land gelobt haben und in vielen Fällen Seite an Seite mit ihnen standen. Anders als die meisten Protestierenden sollen die Teilnehmer der «MAGA»-Kundgebung mit Masken und Handdesinfektionsmitteln ausgestattet und einer Fieberkontrolle unterzogen werden.

Trump bleibt unerschrocken: «Die links-extremen Fake-News-Medien, die bei Krawallmachern, die von Demokraten regierte Städte zerstörten, kein Covid-Problem sahen, versuchen nun, unsere grossen Kundgebungen an den Covid-Pranger zu stellen. Wird nicht funktionieren!» *Amy Holmes*

Donald Trumps Umfragenspezialist John McLaughlin sagt, die Wahl 2020 werde von der Wahlbeteiligung abhängen. Es gehe um die Wahlbeteiligung, und darauf würden sich die Republikaner konzentrieren. [Die Präsidentschaftswahl wird regional entschieden durch das Wahlmännnergremium, nicht national durch die Anzahl tatsächlicher Wählerstimmen.]

Bis zu einem gewissen Grad sehe ich das auch so. Aber blicken Sie zurück auf 2018. Da war die Wahlbeteiligung der Republikaner riesig. Da war die Wahlbeteiligung der Demokraten riesig. Es war die grösste Wahlbeteiligung seit 1914 [gemessen an der

«Was Biden gesagt hat, war ungeschickt. Geblieben ist das nur in den Köpfen von Medienheinis.»

Zahl der Wahlberechtigten]. Die grösste Wahlbeteiligung und der grösste Stimmenabstand bei Zwischenjahr-Kongresswahlen seit über hundert Jahren. Wenn Sie das nicht beeindruckt, dann beeindruckt Sie nichts.

Mit welchem Stimmenanteil könnte Biden diesen Herbst gewinnen?

Ich halte es für möglich, Trump auf 42 Prozent [der Wählerstimmen] unten zu behalten. Es kommt auf die dritte Kandidatur an. Wenn ein dritter Kandidat 3 Prozent der Stimmen erhält, dann gewinnt Biden mit einem Vorsprung von 13 Prozentpunkten.

Sie glauben, Biden kann diesen Herbst mit einem Vorsprung von 13 Prozentpunkten gewinnen?

Allerdings. Als Amtsinhaber hat Trump ständig 43 Prozent. Wenn er 43 Prozent hat, dann gehen 57 Prozent anderswohin. Ich halte einen 13-Prozentpunkte-Sieg für eine vertretbare Voraussage. Ja, ich halte das für möglich.

Was sollten unsere Leserinnen und Leser bezüglich amerikanischer Politik begreifen?

Ich möchte meinen europäischen Brüdern und Schwestern sagen: «Wir möchten ihn ebenso dringend loswerden wie Sie. Ich möchte, dass Sie das begreifen. Trump wird am 20. Januar 2021 nicht mehr Präsident der USA sein.» Ich glaube, dieses Land sehnt sich nach einer Veränderung. Und es wird sie bekommen.

Mr Carville, ganz herzlichen Dank, dass Sie sich Zeit genommen haben.

(Wenige Augenblicke später ruft Carville zurück) Bidens Wahlkämpfer müssen unbedingt unter 35-jährige Nichtweisse in den Swing States zu erreichen suchen. Die wichtigsten Wähler befinden sich in den Swing States. Besonders wichtig ist dabei ein Wähler, der nicht unbedingt wählen geht, aber wenn er

wählen geht, dann wählt er dich. In diesem Wählersegment gibt es ein grosses Wachstumspotenzial. Das kann sich auf den Vorsprung entscheidend auswirken.

Und wie kann Biden diese jungen Wähler am besten erreichen?

Ein guter Wahlkämpfer weiss, was für eine Art Einfluss es braucht oder welche Themen er betonen muss. In Sachen Social Media hat Biden noch etwas aufzuholen, aber das wird für diese Wahl nicht entscheidend sein. Diese Wahl wird nicht auf Facebook entschieden. Denken Sie nur daran, wie viel aggressiver Bernie Sanders' Kampagne auf den Social Media war als die Bidens. Wie viel mehr Geld Sanders dafür ausgegeben hat. Doch genützt hat es ihm nichts. Es gab da eine, ich will nicht sagen: Lüge, aber unter Kulturvertretern verbreitete Idee, dass wir auf die anderen Demokraten im Lande pfeifen und uns alle Bernie Sanders zuwenden sollten. Sie haben ihre Chance gehabt. Wie oft muss man das noch wiederholen? Sie hatten die finanziell am besten ausgestattete Kampagne der Demokratischen Partei. Sie führten eine Kampagne, die die Regeln dafür festlegte, wer als Parteivertreter nominiert werden könnte, und sie haben verloren. Sie haben verloren. Wenn die Demokratische Partei für etwas steht, dann dafür, dass man die Ansichten anderer respektiert. Wer das nicht tut, hat ein anderes Wertesystem.

Mir scheint, der progressive Flügel habe in der Tat ein anderes Wertesystem.

Tut mir leid. Sein Wertesystem hat die Wahl nicht gewonnen. Die Heftigkeit seiner Besessenheit steht in keinem Verhältnis zur Anzahl Stimmen. Ich bin ein politischer Typ. Das Einzige, was mich kümmert, sind Stimmen und Macht. Ohne Macht hast du nichts. Nichts. Ich halte mehr von Pragmatismus als von Reinheit. So ist das.

Wen wünschen Sie sich als Vizepräsidentin oder Vizepräsidenten?

Mir wären alle recht, die er erwähnt hat.

Meinen Sie, er müsse eine Afroamerikanerin bestimmen?

Das weiss ich nicht. Von mir aus kann er nehmen, wen er will, bis und mit Sarah Palin.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von **Thomas Bodmer**
Dies ist die gekürzte Fassung des Gesprächs.
Das ganze Interview auf Englisch auf www.weltwoche.ch/International

Herrschaft der Experten

Von Thilo Sarrazin — Die Auswirkungen der Corona-Pandemie haben nicht nur den Blick der Bürger auf die Politik, sondern auch deren Inhalte und Verfahren grundlegend geändert.



Bis Anfang März bewegten sich die Politiker und die politisch urteilenden Bürger quasi in vertrautem Gelände: Man war für mehr oder weniger Staat, mehr oder weniger

Umverteilung, mehr oder weniger Zuwanderung, mehr oder weniger Gender-Politik, mehr oder weniger Windräder, mehr oder weniger Entwicklungshilfe et cetera.

All dies wurde in nur wenigen Tagen bedeutungslos, als die Opferzahlen in der Lombardei beständig stiegen und überall in Europa und in der ganzen Welt die Lockdown-Massnahmen begannen.

Der Feind war neuartig, unbekannt und offenbar gefährlich. Aufklärung tat not, sie wurde uns von Epidemiologen und Virologen zuteil. Auch die Politiker, die sonst immer alles besser wussten, verwandelten sich vor unseren Augen in eine Schar aufmerksamer Schüler, die an den Lippen der Experten hingen und versuchten, aus deren tastenden Erklärungen und widersprüchlichen Empfehlungen Massnahmen konkreter Politik abzuleiten.

Zwischen den Ländern gab es unterschiedliche Strategien zum Umgang mit der Pandemie. Wer bei den Lockdown-Massnahmen zögerlich oder weniger rigoros war, wurde mit höheren Krankheitszahlen und mehr Todesfällen bestraft. Kein Politiker konnte es sich noch leisten, Entscheidungen zum Umgang mit der Pandemie ohne die glaubwürdige Berufung auf anerkannte Experten zu treffen.

Entzauberung vieler Grossmäuler

Diese Experten wurden in wenigen Tagen zu den neuen Medienstars, und dabei schadete es auch nicht, dass sie ihre Meinung oft änderten und sich auch häufig widersprachen. In einem grossen Sozialexperiment wurde eine weltweite Öffentlichkeit Zeitzeuge davon, wie Wissen entsteht und wie vorläufig wissenschaftliche Erkenntnisse sein können.

Es bleibt unklar – und ist auch unter den Experten umstritten –, was der richtige Weg ist, um die Zahl der Opfer langfristig zu mini-

mieren. Vielleicht behalten ja die Schweden langfristig recht, die auf frühzeitige Durchseuchung setzen. Im Augenblick wird ihre liberale Strategie durch weitaus höhere Opferzahlen bestraft. Wenn die Schweden eine zweite Welle tatsächlich vermeiden können, mag die Bilanz, die man in zwei Jahren ziehen wird, zu ihren Gunsten ausfallen. Wir wissen es nicht und müssen es abwarten.

Klar ist jedenfalls die politische Entzauberung vieler Grossmäuler und sogenannt starker Männer. Wladimir Putin, Jair Bolsonaro und auch Donald Trump werden vielleicht erleben, dass die schwachen Leistungen



Venus am Abendhimmel: Kanzlerin Merkel.

ihrer Länder bei der Pandemiebekämpfung nicht nur ihr Ansehen beschädigen, sondern auch ihre Karriere knicken.

Dagegen erstrahlt Angela Merkels Stern so stark wie die Venus am spätsommerlichen Abendhimmel. Mit ihrem tastenden Zögern, ihrer Unentschlossenheit und den daraus erwachsenden Fehlentscheidungen hat sie mich und viele andere Beobachter bei der Euro-Krise 2011 und der Flüchtlingskrise 2015 zur Verzweiflung getrieben und letztlich für die Geburt und das Erstarken der AfD gesorgt.

Der gleiche Politikstil wirkte in der Corona-Krise verantwortungsbewusst und souverän, und er war es nach meiner Einschätzung auch. Die gegenwärtig sehr guten Umfragewerte für die CDU/CSU sind die Belohnung dafür und Angela Merkels Abschiedsgeschenk an ihre Partei für die nächste Bundestagswahl.

Hervorragend hat sich Angela Merkels Amtsführung in den letzten Monaten mit dem trockenen Auftreten, aber tatkräftigen Wirken

des SPD-Finanzministers Olaf Scholz ergänzt. Ob die Fülle der wirtschaftlichen Unterstützungsmassnahmen in der Summe angemessen oder richtig war, wird erst die Zukunft weisen. Das gigantische sogenannte Wiederaufbauprogramm der EU, das teilweise aus Zuschüssen der Mitgliedstaaten finanziert wird, ist ein schwerer Systembruch und die Aufgabe bewährter fiskalischer Prinzipien. Aber auf kurze und mittlere Sicht werden damit Frankreich, Italien und Spanien moralisch befriedet.

Zwangsspagat

Das Anfang Juni verabschiedete grosse Konjunkturpaket der Bundesregierung von 130 bis 160 Milliarden Euro in nur zwei Jahren bringt in seiner Fülle und Breite für nahezu jede Interessengruppe irgendetwas. Der wohl grösste Erfolg ist, dass es von Arbeitgebern, Gewerkschaften und grossen Wirtschaftsinstituten gleichermaßen begrüsst wird. Das gab es in dieser Eintracht nur selten. Die deutsche Börse antwortete mit einem Kursfeuerwerk. Drei Viertel der Kursverluste seit Beginn der Corona-Krise sind schon wieder aufgeholt.

Nur die SPD kommt nicht aus ihrem bleiernen Umfragetief. Sie verharrt bei 15 Prozent, während die Union auf 40 Prozent zustrebt. Auch die Grünen sind entzaubert und liegen nicht mehr vor der SPD. Ganz weit weg scheinen künftige Regierungschancen für Rot-Rot-Grün.

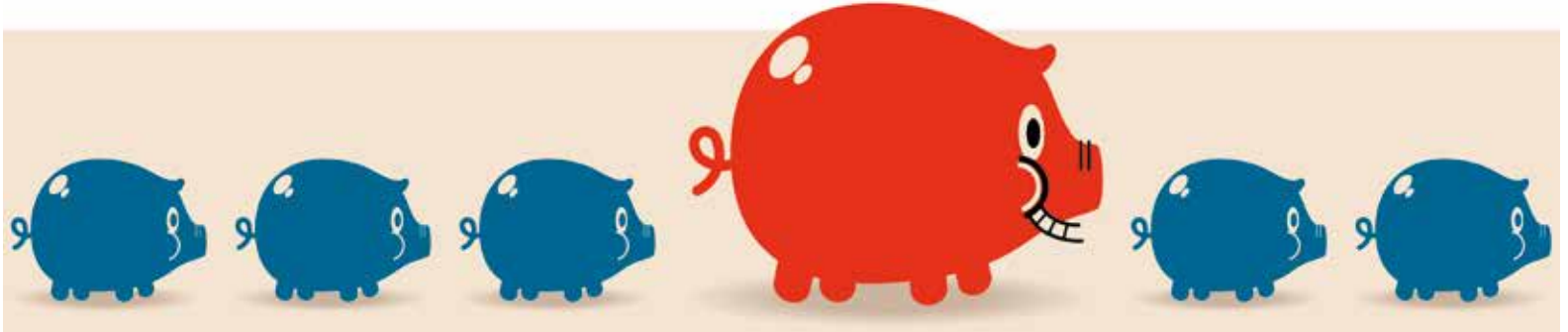
Die SPD wird nachhaltig gelähmt durch ihre Spaltung zwischen pragmatischer Regierungskompetenz, wie sie von Olaf Scholz glaubwürdig verkörpert wird, auf der einen Seite und den linken Ideologen in der Parteiführung und an der Spitze der Bundestagsfraktion auf der anderen Seite. Das ergibt

kein klares Markenbild: Wer die Politik von Olaf Scholz möchte, aber auf Nummer sicher gehen will, kommt in Versuchung, CDU/CSU zu wählen. Wer dagegen die Politik der Parteivorsitzenden Saskia Eskens oder des Jusos-Chefs Kevin Kühnert unterstützt, kommt in Versuchung, die Grünen oder die Linkspartei zu wählen, um auf diese Weise eine erneute grosse Koalition zu verhindern. Dieser Zwangsspagat hindert die SPD daran, erfolgreich an ihre Vergangenheit als kraftvolle Volkspartei anzuknüpfen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik

Corona macht Hunger

Die Wirtschaftskrise macht die Finanzminister zu hungrigen Wölfen. Die Koalition der Hochsteuerstaaten versucht attraktive Länder zu schwächen. Für die Schweiz wird es noch ungemütlicher. *Von Beat Gygi*



Nun ist eine zweite Angriffswelle unterwegs.

In den Finanzministerien werden überall die Messer gewetzt, der Kampf um das Steuersubstrat wird nach der Corona-Krise noch härter. Die Staatskassen bluten, weil die Einnahmen einbrechen und die Zusatzausgaben für staatliche Hilfsprogramme die Haushaltsdefizite in extreme Höhen treiben. Auch wenn die Staaten jetzt einfach noch mehr und immer mehr Schulden aufnehmen – irgendwann muss sich der Fiskus seine Einnahmen beim Volk holen, Schulden von heute sind Steuern von morgen. Mitte Mai kündigte Frankreichs Finanzminister Bruno Le Maire an, man wolle noch dieses Jahr eine neue Steuer einführen, die schwergewichtig auf digitale Leistungen und Konzerne gerichtet sei. Noch nie sei eine solche Steuer notwendiger gewesen als heute. Aus Italien tönt es ähnlich.

Kartellähnlicher Zusammenschluss

Was ist das Brisante daran? Frankreich ist doch Frankreich und kann steuerlich machen, was es will. Nein, der französische Vorstoss prallt mit voller Wucht mitten in die ganzen Anstrengungen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) und der G-20 zur weltweiten Koordination oder Harmonisierung der Unternehmensbesteuerung, bei der Digitalsteuern eine wichtige Rolle spielen. Über 130 Länder sind in die laufenden Verhandlungen über diese neue internationale Regulierung eingebunden, die Schweiz ebenfalls – wobei aus hiesiger Sicht das Ganze nicht so freundlich aussieht: Die Hochsteuerländer spannen im Grunde genommen auf kartellähnliche Weise zusammen, um zu verhindern, dass Länder mit niedrigen Steuern ihnen allzu viele Steuerzahler und Substrat streitig machen. Dieser Kampf dauert in verschiedenen Formen schon gut zwanzig Jahre.

Und die Schweiz hat schon mehrere Schläge eingesteckt. So gab sie dem Druck nach, das Bankkundengeheimnis für Ausländer aufzuheben und den automatischen Informations-

austausch bei der Besteuerung von Bankkunden einzuführen. Und sie sagte dem Ausland zu, attraktive Steuerregeln für ausländische Firmen abzuschaffen, was dann zur jüngsten grossen Unternehmenssteuerreform samt deren widersinniger Verquickung mit der AHV-Finanzierung (Staf) führte.

Der Grossteil der weltweiten Harmonisierungskampagne von OECD und G-20 läuft unter dem Titel «Beps» (Base Erosion and Profit Shifting), das heisst, man will einer Erosion der Steuerbasis (in den Hochsteuerländern) entgegenwirken und die Firmen am Verschieben von Gewinnen an günstige Steuerstandorte hindern. Grob gesagt, will man internationalen grossen Firmen künftig vorschreiben, wie viel Gewinn sie in welchem Land versteuern müssen oder dürfen, und sie deshalb auch zwingen, Einblick in ihre Geschäftszahlen aufgeschlüsselt nach Ländern zu gewähren. Zudem werden Staaten mit allzu attraktiven Besteuerungsregeln auf schwarze Listen gesetzt, zwischendurch auch die Schweiz.

Nun ist eine Art zweite Angriffswelle gegen den Steuerwettbewerb unterwegs. Unter dem Titel «Beps 2.0» geht es zum einen – siehe Frankreich – um die Frage, wie digitale Leistungen zu besteuern seien («Pillar 1»), des Weiteren um ein Festlegen von Mindeststeuern («Pillar 2»). Es war seinerzeit die EU, die das Digital-Thema losgetreten hatte mit dem Vorschlag der Besteuerung von Leistungen, die via Internet quasi berührungslos wie ein Hauch ins Land fließen.

Die europäischen Regierungen sahen nämlich neidisch zu, wie die amerikanischen IT- und Software-Riesen Google, Apple, Amazon, Microsoft und andere in Europa enorme Umsätze machten, aber ihre Steuern primär in ein paar attraktiven Ländern zahlten, nämlich dort, wo sie ihre Produktions- beziehungsweise Wertschöpfungsstandorte angesiedelt hatten. Unter dem Motto «Von diesem Kuchen wollen wir auch etwas haben» brachte die EU-Führung den Vor-

schlag ein, diese digitalen Geschäfte nicht einfach am Ort der Produktion oder Wertschöpfung, sondern vor allem dort zu besteuern, wo sie verkauft werden – also in den Märkten, in denen die Kunden Google oder Facebook nutzen.

Prämie für den Marktzugang

Die Europäer wollten diese neue Steuer auf den Digitalsektor beschränken, weil sich damit die US-Firmen gut anzapfen liessen, aber dann entglitt ihnen die Sache, denn vor allem die Amerikaner wehrten sich. Plötzlich kam die Debatte auf, warum das Gleiche denn nicht für deutsche Autobauer gelten soll, die dann folgerichtig in den USA ihre Umsätze zu versteuern hätten. Und wie steht es um die deutschen Chemiefirmen oder um die französischen Luxusgüterkonzerne mit ihren grossen Auslandumsätzen? Länder mit grossen Absatzmärkten und umfangreichen Importen – sie gelten als Marktländer – bekamen Appetit und fordern nun mehr Kompetenzen zur Besteuerung von Firmen, die sich auf ihrem Territorium tummeln. Anders gesagt: Die Marktländer verlangen die neuen Besteuerungskompetenzen sozusagen als Prämie für den Zugang zu ihren Märkten, was wie eine neue Form des Protektionismus auf den internationalen Handel wirkt.

Verlieren würden in diesem Rahmen Länder mit starken Produktions- und Exportindustrien und kleinen eigenen Absatzmärkten, unter anderem die Schweiz und kleinere europäische Länder, aber sogar Deutschland könnte netto schlechtergestellt werden. Pharmaunternehmen oder Maschinenbauer etwa müssten dann plötzlich im Ausland Steuern auf ihren dortigen Umsätzen zahlen, und im Inland würden diese Steuern fehlen. Im Gewirr dieser Interessengegensätze haben sich die gut 130 Länder in Debatten über das Aufteilen der Jagdreviere nun in der Corona-Zeit in Videokonferenzen verhakt. Dabei wollte man unbedingt bis Ende 2020 eine einheitliche Lösung erreicht haben. Im Januar

gab es noch ein Treffen in Paris, aber das für Anfang Juli in Berlin geplante Treffen fällt aus. Zudem spielen jetzt neue Themen hinein, weil steuerliche Erleichterungen der Corona-Belastungen ebenfalls zu koordinieren sind.

Kann man aus Schweizer Sicht hoffen, dass eine Einigung nicht zustande kommt? «Das Interesse ist gross, dass dieser Beps-Prozess durchgezogen wird», sagt Olivier Eichenberger, Steuerexperte beim Beratungs- und Wirtschaftsprüfungsunternehmen KPMG, denn die OECD möchte verhindern, dass es zu Einzelvorstössen durch Länder komme, denen die Einigung zu langsam gehe. «Das würde zu einem Wildwuchs führen, den man verhindern will.» Frankreich sei nicht der einzige Fall, auch Länder wie Indien seien sehr interessiert daran, dass sich solche Besteuerungsmöglichkeiten auftäten. Nach wie vor werde also bis Ende 2020 eine Konsenslösung angestrebt. Noch offen sei allerdings, wie ein Konsens aussehen werde.

Neben reinen Digitalfirmen sei auch die Konsumgüterindustrie im weiteren Sinn im Gespräch, über den Finanzsektor werde diskutiert, andere Branchen wie Rohstoffe dürften ausgenommen werden. Zudem werde man sich wohl auf die grösseren Unternehmen konzentrieren, weil diese leichter zu erfassen seien. «Alles in allem ist es möglich, dass in dieser Runde in der Schweiz noch nicht so viele Unternehmen betroffen sein werden», meint Eichenberger. Noch ist allerdings vieles offen, von den Inhalten her wie auch der Frage, ob es im Oktober zu einem Treffen mit konkreten Beschlüssen kommt.

Deutschland will eine Untergrenze

Eichenberger macht darauf aufmerksam, dass der zweite Pfeiler, die Forderung nach einer Mindestbesteuerung der Unternehmen, für die Schweiz potenziell brisant sei. Da geht es nicht um die Muster bei der Aufteilung von Unternehmensgewinnen oder Wertschöpfung, sondern ganz einfach um das Steuerniveau eines Landes. Deutschland vertritt besonders vehement die Idee, für die Steuersätze international eine Untergrenze festzulegen. «In einem solchen System könnte sich ein Land mit niedrigen Steuern kaum mehr wehren», meint Eichenberger. Im bisherigen Rahmen könne man Vorwürfen von aussen entgegenhalten, dass Gewinne und Besteuerung etwa mit der Wertschöpfung und Substanz der Unternehmen im Land übereinstimmen würden, aber wenn es nur noch um die Höhe des Steuersatzes gehe, sei das Instrumentarium nicht mehr gross.

Klar, wenn der Satz sehr niedrig sei, wirke das zunächst nicht so brisant, dies würde die Standorte mit extrem geringen Steuern treffen. Aber wenn die Grenze erst einmal installiert sei, sei es haheliegend, dass der Druck zunehmen werde, diese Grenze nach oben zu schieben. Damit könnte irgendwann auch das Schweizer Steuerniveau von aussen reguliert werden. ○

Sicherheit

Giftige Blumen

Polizisten, die sich mit Demonstranten verbrüdern, sind eine grössere Bedrohung als Chaoten.



Trotzdem sind diese Gesten falsch: Niederknieende Polizisten.

Ältere Semester dürften die Bilder noch in Erinnerung haben: Mit roten Nelken in ihren Gewehrläufen stürmten Soldaten am 25. April 1974 unter dem Applaus der Bevölkerung die Strassen und führten das diktatorisch regierte Portugal mit einem relativ unblutigen Putsch (vier Tote) in die Demokratie. Ein revolutionärer Traum ging in Erfüllung: Ordnungskräfte gehen Hand in Hand mit dem Volk.

Die Polizisten, die sich in diesen Tagen auch in der Schweiz mit Anti-Rassismus-Demonstranten solidarisiert haben, vor laufenden Kameras gemeinsam mit ihnen niederknieten im Gedenken an das mutmassliche Polizeioffer George Floyd, mögen von diesem Traum beseelt gewesen sein. Das ist verständlich, wenn man sich in die Haut der Polizisten versetzt. Sie sind ein Teil des Volkes, das zu beschützen sie geschworen haben, und nicht dessen Feind.

Trotzdem sind diese Gesten falsch, ja verheerend in ihrer Konsequenz. Wir leben in einer gutaustarierten Demokratie, ein Graben zwischen Volk und Ordnungsgewalt besteht nicht einmal im Ansatz. Wenn es in der Schweiz eine Diskriminierung gibt, dann mit umgekehrten Vorzeichen:

Polizisten sind in der Regel im Umgang mit Dunkelhäutigen besonders vorsichtig, um sich ja nicht dem Rassismusverdacht auszusetzen (was von Letzteren bisweilen schamlos ausgenutzt wird).

Die Anti-Rassismus-Demonstrationen sind rein politischer Natur. Für die einen mögen sie berechtigt sein, anderen schwant, dass ein bislang weitgehend fiktiver Rassismus herbeigeredet und künstlich angeheizt wird. Egal, auf welcher Seite man steht – wenn sich Ordnungshüter mit der einen oder anderen Partei verbrüdern, ist das Gift für das Vertrauen in die Institution. Man stelle sich vor, es wäre andersherum und Polizisten würden sich einem Protestmarsch gegen Kriminaltouristen anschliessen. Der Aufschrei von links wäre gewaltig. Und er wäre berechtigt.

Richtig gefährlich wird es, wenn ein Mitglied der Regierung illegale Demonstrationen rechtfertigt, ja gar als «hoherfreulich» bezeichnet, wie dies der St. Galler Polizeidirektor Fredy Fässler (SP) letzte Woche getan hat. Wie gut er es auch gemeint haben mag: Politiker wie Fässler sind eine grössere Bedrohung für den Rechtsstaat als die Chaoten auf der Strasse.

Alex Baur

Neuer Messias der Wohlmeinenden

Der 32-jährige, niederländische Historiker, Journalist und Aktivist Rutger Bregman wird mit seinen Thesen immer mehr zum Heilsbringer für Menschen, die nur glauben wollen, was zu ihrem Glauben passt. *Von Michael Bahnerth*

Es könnte sein, dass im Kosmos der Weltverbesserer, Gutgläubigen, Omnibewussten und Universell-Spirituellen bald ein neuer Messias in Erscheinung tritt, der in der Lage ist, sie sogar das Unglaubliche glauben zu lassen. Der künftige Messias ist gerade in der Phase, in der er sich selbst zum Retter transformiert. 32 Jahre alt, ein Niederländer, Rutger Bregman heisst er.

Wie jeder Messias reist er im Gewande des Verführerischen. Er trägt gerne T-Shirts, Jeans-Hemden, er hat blondes Haar, das sich lichtet, er lispelt leicht, was er mit einem gewinnenden Lächeln kompensiert. Er spricht und schreibt mit glühender Eindringlichkeit von offenen Grenzen, einer Fünfzehn-Stunden-Woche, der Neuverteilung menschlicher Arbeit, einem bedingungslosen Grundeinkommen. Er fordert Utopien, den grenzenlosen Wohlfahrtsstaat, das Ende der Steuertricks der Reichen, und er glaubt, dass, wenn Geld gerecht verteilt wäre, die Dummheit der Menschen geringer wäre.

Fasten vom Überfluss

Zurzeit ist Bregman in London, in eigener Mission sozusagen. Man könnte sagen, er befindet sich auf seinem individuellen Jesus-Trail, der im niederländischen Dorf Renesse begann und ihn an den Universitäten von Utrecht und Los Angeles zum Historiker werden liess. Danach ging er in die innere Isolation, dieses Fasten vom Überfluss des Weltlichen, diese Phase der Läuterung mit dem Ziel innerer Klarheit, die Messiasse immer schon durchlaufen haben, und als er 2014, 26-jährig, wieder zurückkam ins Licht der Welt, hatte er ein Buch geschrieben: «Utopien für Realisten».

Er begann seinen Weg, der ihn zu Kongressen führte, in Fernsehstudios, er gab Interviews und sprach mit Pathos und jener Unfehlbarkeit, die alle Menschen besitzen, die denken, das einzig Richtige in Worte zu fassen, und er sammelte Jünger und Jüngerinnen, immer mehr wurden es. Sein bekanntestes Interview, abgesehen von seiner Tirade 2019 am Weltwirtschaftsforum in Davos gegen die ungerechte Verteilung des Geldes, war eines, das er dem konservativen Sender Fox News gab und das nie ausgestrahlt wurde.

Bregman, der – branchenüblich im Messias-Business – zum Monologisieren neigt, startete eine Tirade gegen den Moderator, der von Murdoch gekauft sei und vom rechten Think-Tank Cato Institute, schmutziges Geld genommen habe und ein von Milliardären finanzier-

ter Millionär und daher Teil des Problems und nicht Teil der Lösung sei. Der Moderator schwieg lange und sagte dann: «Bregman, du bist ein Idiot. Warum fickst du nicht selbst?»

Dieser Tage macht Bregman auf dem Weg seines Kreuzzuges gegen die Ungerechtigkeit der Welt in London Station, wirbt dort für sein neues Buch, das für seine Jünger bereits den Stellenwert einer Bibel hat. Der Buchtitel lautet «Im



Permanente Suggestion der Wahrheit: Bregman.

Grunde gut: Eine neue Geschichte der Menschheit». Es ist sein Opus magnum, obwohl er erst 32 Jahre alt ist. Wenn einer eine Geschichte der Menschheit schreibt, kann danach nichts mehr gross kommen, er hat seinen Rucksack geleert. Alles Nachfolgende wird nicht mehr neuer Text sein, nur noch Kommentar.

Jeder Raucher, der schon ein paarmal aufhören wollte, kennt das Buch «Endlich Nichtraucher!» von Allen Carr. Man liest es, sagt dauernd «Ja, ja, genau», die Begeisterung ist stärker als die Erlösung der ersten Zigarette am Morgen. Die Illusion des Rauchens als etwas das Leben Bereicherndes verflüchtigt sich Seite um Seite wie der Rauch einer Zigarette. Irgendwann liest man ohne Zigarette und hat erreicht, was Carr wollte, ein «positive brainwashing». Mit

Bregmans Buch verhält es sich ähnlich. Man beginnt dieses Werk eines Weltfremdlings, wie man denkt, zu lesen und inhaliert seine Theorie, dass der Mensch unter dem dünnen Mäntelchen der Zivilisation kein Raubtier sei, das bedenkenlos alles töten würde, um selbst zu überleben. Sondern ein freundliches Wesen mit altruistischem Bewusstsein, das Menschen in der Not lieber helfe, als sie aufzuhängen. Bregman inszeniert eine Schlacht der Theorien zwischen dem britischen Philosophen Thomas Hobbes, für den das Schlechte im Menschen dominanter ist als das Gute, und dem französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau, der den Menschen im Grunde seines Herzens für gut hielt.

Angenommen, eine Handvoll Menschen stranden auf einer einsamen Insel im Nirgendwo. Sie haben nichts ausser sich selbst. Was würde passieren, wenn die Umstände hart werden? Würden sie andere umbringen, um selbst am Leben zu bleiben? Würden sie angesichts von Hunger zu Kannibalen? Würden sie gemeinsam leiden und dann in umarmender Freundlichkeit sterben?

Gestrandet auf einer einsamen Insel

Bregman weist zu Beginn auf Goldings «Herr der Fliegen» hin, diese Geschichte, die unser Bild vom Menschen als ewigem, verinnerlichtem Raubtier mitprägte – diese Gruppe nach einem Flugzeugabsturz gestrandeter Kinder an der Schwelle zu Jugendlichen, die anfangs ganz gut harmonieren, dann aber darüber zu streiten beginnen, welches der richtige Weg sei, und daraufhin ein wenig Krieg veranstalten.

Das Bild sei falsch, sagt Bregman und bringt als Antithese sozusagen die wahre Geschichte von ein paar Südseekindern, die aus Spass ein Fischerboot klauen, um all die Zwänge wie Schule, Gehorsam und so weiter hinter sich zu lassen. Sie geraten auf offener See in ein Unwetter, das Boot wird manövrierunfähig, sie landen auf einer einsamen Insel. Die ganze Zeit über arbeiten sie Hand in Hand, da sind keine Machtkämpfe, keine aus dem Ruder laufenden Animositäten. Nach einem guten Jahr, als sie schon verloren geglaubt waren, werden sie gerettet. Sie alle sind bei bester Gesundheit, physisch und psychisch robust. Sie bleiben ein Leben lang Freunde.

So geht das die ersten Seiten in Bregmans Buch munter weiter. Einem als verbürgt geglaubten Gemetzel der Weltgeschichte, sei es auf den Osterinseln, im Pazifikkrieg, wird eine Gutmenschen-Version entgegengestellt; Bregman treibt irgendeinen Wissenschaftler auf, der

das Gegenteil all dessen behauptet, was die Mehrheit der Wissenschaftler als gegeben hinnimmt. All das, weil die Mehrheit der Wissenschaftler stets im Dunstkreis der Sieger gestanden haben soll, die bekanntlich die Geschichte schrieben und die das Denkmuster des brutalen Menschen nie hinterfragt hätten. Bregmans Stil erinnert an jenen Stil von Dokumentalisten, die gerade das Fernsehen erobern. Da werden Veganer zu omnipotenten Heiligen wie in «The Game Changers», bei dem nur jene zu Wort kommen, die die These des Autors stützen.

Blick in den Spiegel

Die permanente Suggestion der Wahrheit durch einen scheinbar belegten wissenschaftlichen Gegenbeweis oder eine neue empirische Erkenntnis funktioniert bei Bregman für die Dauer von drei, vielleicht vier Zigaretten. Danach lässt die Wirkung seines Nervengiftes nach. Auch wenn er sich alle Mühe gibt, in weitem Sinne objektiv zu bleiben, und seinen eigenen Thesen immer wieder ganz leicht widerspricht, um, nach Beseitigung des Widerspruchs, seine Wahrheit noch wahrer scheinen zu lassen.

Natürlich ist Bregman ein wenig so verliebt in den Naturphilosophen Rousseau, wie der verliebt war in seine friedlichen Naturvölker, den edlen Wilden. Rousseau ging davon aus, dass erst die Vergesellschaftung des Menschen, der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit vor gut 10 000 Jahren – dass diese bleiernen Mäntel der Zivilisation ihm sein Edles, sein Mitgefühl, seine Freundlichkeit genommen und ihn vom Bild des guten Menschen entfremdet hätten. Als Beweis dient Bregman die Geschichte des Krieges. Kriege, so sagt er, gebe es erst, seit der Mensch sesshaft geworden

Er glaubt, dass, wenn Geld gerecht verteilt wäre, die Dummheit der Menschen geringer wäre.

sei. Seit die Welt aufgeteilt worden sei in jene, die mehr, und jene, die weniger hätten.

Natürlich kann man das behaupten, wahrscheinlich stimmt es sogar, aber neu ist das nicht. In den 1960er machte sich eine ganze Generation von gesellschaftskritischen Anthropologen auf, den edlen Menschen in den abgelegenen Nestern dieser Welt aufzusuchen, um daraufhin aufzuzeigen, dass eine kapitalistische Gesellschaft eine sei, die die Schattenseiten des Menschen ans Licht bringe.

Die Antwort auf die Frage, ob der Mensch gut oder schlecht sei, ist im Grunde simpel; er ist beides. Er war es schon immer und wird es immer bleiben. Um zu diesem Schluss zu kommen, genügt ein Blick in den Spiegel. Alles andere ist anthropologische Romantik. Ist wie Nachrichten aus jenem purpurnen Land, in dem wir alle gerne wären, aber nie hinkommen werden. Weil wir so sind, wie wir sind. ○

Bundesrat

Stubenhocker aus der Sonnenstube

Der Aussenminister pflegt die Aussenbeziehungen in seinem Büro in Bern. Besinnt sich Ignazio Cassis wieder auf eine alte Schweizer Tugend?



Schweiz first: FDP-Bundesrat Cassis.

Die letzte Reise von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) vor dem Shutdown führte am 10. März nach Paris – zu Gesprächen über die Europapolitik mit dem französischen Amtskollegen Jean-Yves Le Drian. Seither ist der Tessiner in Bern geblieben. Er telefoniert viel mit seinen Amtskollegen im Ausland, sagen enge Mitarbeiter. Der Aussenminister als Stubenhocker, das ist eine Rolle, in der sich Cassis offenbar gut gefällt. Jedenfalls erweckt der freisinnige Bundesrat nicht gerade den Eindruck, dass er die internationalen Auftritte auf dem roten Teppich gross vermissen würde.

So war es Ende Mai nicht etwa der Aussenminister, der erstmals wieder ins Ausland reiste, sondern Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP). Von Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) weiss man, dass er im Juli gar nach China reisen wollte. Die Visite musste wegen der Corona-Regeln jedoch wieder abgeblasen werden.

Und wann plant der Aussenminister die erste Auslandsreise? Diese Frage kann das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) derzeit nicht beantworten. In einer ersten Phase stehe die Kontaktpflege mit den Nachbarländern im Zentrum, sagt eine EDA-Sprecherin. Cassis hat sich in Ligornetto im Tessin am 16. Juni mit dem italienischen Aussenminister Luigi Di Maio ausgetauscht. Weitere Treffen dieser Art sind mit Frankreich, Deutschland und Österreich in Schweizer Grenzregionen vorgesehen. Es sieht zurzeit ganz danach aus, als würde sich der Aussenminister auf eine alte Tugend besinnen.

Lange lebten die Schweizer Bundesräte mehr oder weniger nach der Maxime von Bundesrat Hermann Obrecht (FDP) aus dem Jahr 1938, dass nämlich Schweizer niemals ins Ausland wallfahren gehen würden. Das ist dem Land lange Zeit nicht schlecht bekommen. Wenn es einen Bundesrat einmal ins Ausland verschlug, wie 1979 Aussenminister Pierre Aubert (SP) nach Afrika, löste dies in der Schweiz noch heftige Kontroversen aus.

Besonders Cassis' Vorgänger Didier Burkhalter (FDP) hat die Reisetätigkeit als Aussenminister intensiviert. Bei seiner Reise ins ferne Vanuatu 2013 kritisierte der *Blick* zum Beispiel die horrenden Reisekosten. Der Trip in die Südsee kostete eine halbe Million Franken. Doch das Motto von Ignazio Cassis lautet: «Aussenpolitik ist Innenpolitik.» Er gewichtet die Eigeninteressen der Schweiz höher als seine zwei Vorgänger, die die Welt von allem Übel erretten wollten und dafür zu allen friedenspolitischen Happenings pilgerten.

Im Ausland vorgeführt

Vor allem aber stimmt Cassis seine Aussenpolitik besser mit dem Parlament ab, und das braucht auch Zeit. «Im Europadossier ist es augenfällig, wie transparent er auftritt», sagt FDP-Ständerat Andrea Caroni. «Er berichtet in einem Monat öfter über den aktuellen Stand, als wir früher in einem Jahr erfahren haben.» Auch Aussenministerin Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP) lobt die gute Zusammenarbeit mit ihm. Es ist ja auch nicht so, dass alle Auslandsreisen der Schweizer Bundesräte immer dem Wohl des Landes dienen.

Manchmal werden die Mitglieder der Landesregierung von ihren ausländischen Amtskollegen auch bloss vorgeführt, wie Karin Keller-Sutter bei ihrem Arbeitsbesuch von Ende Mai in Wien. Es ging um ein koordiniertes Vorgehen bei den Grenzöffnungen. Aber dann machten die Österreicher schneller auf, als sie dies mit der Bundesrätin vereinbart hatten.

Hubert Mooser

Der Mann, der 1940 «non» sagte

Nachdem Frankreich von den deutschen Panzern überrollt worden war, rief am 18. Juni 1940 ein französischer Brigadegeneral über die BBC seine Landsleute auf, den Kampf gegen Nazideutschland fortzuführen. Achtzig Jahre danach ist Charles de Gaulle in Frankreich omnipräsent. Von *Christophe Büchi*

Er ist wieder da. Dieses Jahr feiert de Gaulle seine grosse Wiederkehr. Dies ist teils dem Dezimalsystem gedankt: Im November werden 130 Jahre vergangen sein, seit Charles de Gaulle geboren wurde, und 50 Jahre, seit er gestorben ist. Und in diesen Tagen wird das 80-Jahr-Jubiläum des «Appel du 18 juin 1940» gefeiert, jener berühmten Radiorede, mit der «mon général» die Weltbühne betrat. Die gallische Gaullomania hat aber auch tiefere Gründe. Denn für eine Nation, die sich seit dreissig Jahren mit Selbstzweifeln quält, ist es eine naheliegende Versuchung, in Erinnerungen an die gute alte Zeit zu schwelgen, als der grosse Charles (Körpergrösse 1,92 Meter) zumindest noch die Illusion von Frankreichs Grandeur am Leben hielt.

Diese Ehrungen sind ja auch nicht grundlos. Denn de Gaulle wird regelmässig in Frankreich als grösster Franzose seit Napoleon genannt, und dafür gibt es gute Argumente. Erstens: Der General hat im Zweiten Weltkrieg wenn nicht Frankreich, so doch Frankreichs Ehre gerettet. Zweitens: Als Frankreich 1958 wieder einmal am Rand eines Bürgerkriegs stand, wurde er zurückgerufen, um den Algerienkonflikt zu beenden. Dies tat er auch und entliess das seit 1830 in französischem Besitz befindliche Algerien in die Unabhängigkeit. Der Preis für diese Loslösung war allerdings immens: Mehr als eine Million Pieds-noirs (Algerier europäischer Abstammung) mussten Hals über Kopf das Land verlassen; die Harkis – Frankreich-treue muslimische Algerier – wurden grösstenteils ihrem Schicksal überlassen, und viele kamen um.

Drittens ist de Gaulle der Vater der Fünften Republik, jenes eigenartigen politischen Systems, das der Verfassungsrechtler Maurice Duverger einst als «republikanische Monarchie» bezeichnet hat. Dieses 1958 eingeführte Regime hat immerhin schon 62 Jahre überlebt – was bemerkenswert ist, da Frankreich seit Ende des 18. Jahrhunderts so ziemlich alles ausprobiert hat: absolute Monarchie, parlamentarische Monarchie, Demokratie, Militärdiktatur bis hin zur Volksrepublik.

Macrons Uniform

Doch hinter der Gaullomania stehen auch handfeste Motive. An einem schönen De-Gaulle-Jahr hat die leidgeprüfte Buch- und Medienbranche Interesse, die das Publikum im Wochenrhythmus mit Spezialbeilagen und Neuerscheinungen beglückt. Interessiert daran ist vor allem aber Staatspräsident Emmanuel Macron, der seit längerem ohne grosse Fortüne

regiert und mit Blick auf das Wahljahr 2022 sich Sorgen machen muss. Schon bei seiner Wahl 2017 schlüpfte er in die (zu) weite Uniform seines grossen Vorgängers: Auf dem offiziellen Porträt liess sich Macron mit de Gaulles Kriegsmemoiren fotografieren. Und auch danach verpasste er kaum eine Gelegenheit, sich als de Gaulles geistigen Sohn zu präsentieren.

Nun wären noch viele andere französische Politiker gern de Gaulle, aber einen de Gaulle gibt es nur einmal. Auch braucht es für ein ausserordentliches Schicksal zwei Ingredienzen: eine ausserordentliche Persönlichkeit, aber auch ausserordentliche Umstände. Bei de Gaulle kam beides zusammen.

Allerdings dauerte es auch bei ihm lange Zeit, bis er zu dem wurde, was er sein wollte. Im Herbst 1939, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, war de Gaulle knapp 49 Jahre alt, Vater

Dass er mit miserablen Karten gewonnen hatte, macht die Leistung des Pokerspielers nur noch grösser.

von drei Kindern, Berufsmilitär, Oberst mit Erfahrung als hoher Beamter im Kriegsministerium, sowie ein in Insiderkreisen bekannter, wenn auch umstrittener Militärpublizist. Sein Einsatz für die Schaffung autonomer Panzerdivisionen und für eine Teilprofessionalisierung der französischen Armee hatte Aufsehen erregt, ihm aber in linken und republikanisch gesinnten Kreisen den Ruf eingetragen, ein Antidemokrat zu sein.

Überdies wirkte de Gaulle als militärpolitischer Ratgeber des rechtsbürgerlichen Parlamentariers Paul Reynaud, dem grosse politische Ambitionen nachgesagt wurden. Dies war eine ansehnliche Bilanz, aber de Gaulles Situation war weit von dem entfernt, was dieser Mann, der sich zu einem ausserordentlichen Schicksal prädestiniert glaubte, von seinem Leben erwartete. Doch der Weltkrieg sollte ihm die Gelegenheit bieten, Ausserordentliches zu tun. Und diese Gelegenheit packte er mit beiden Händen.

Nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 erklärten Grossbritannien und Frankreich Deutschland den Krieg. Oberst de Gaulle, der soeben eine zweijährige Dienstzeit als Kommandant eines Panzerregiments in Metz beendet hatte, wurde ins elsässische Wangenburg abkommandiert, wo er die Panzer der Fünften Armee befehligte. Viel Auf-

regendes gab es nicht zu tun, denn Frankreich hatte zwar den Krieg erklärt, war aber froh, ihn nicht führen zu müssen. Statt Nazideutschland in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, blieb die französische Armee ihrer defensiven Orientierung treu und wartete. Zwar wurden einige Dörfer im Saarland besetzt, aber als der deutsche Polenfeldzug siegreich beendet war, zogen sich die französischen Truppen wieder zurück. Dies war der berühmte «Sitzkrieg», der *phony war*, die *drôle de guerre*.

Nach dem «Sitzkrieg» der «Blitzkrieg»

Es war Krieg, aber fast niemand ging hin. Dies änderte sich jedoch schlagartig, als Deutschland am 10. Mai 1940 überraschend Belgien, die Niederlande und Frankreich angriff. Wenige Tage danach durchbrachen deutsche Panzertruppen an der Maas die französische Front: nach dem «Sitzkrieg» der «Blitzkrieg». Danach wurde die französische Armee buchstäblich überrollt. Am 15. Mai verbrannten Beamte vor dem französischen Aussenministerium Berge von Akten, weil man erwartete, dass die Deutschen demnächst eintreffen würden. Die französische Regierung – seit März wurde sie von Paul Reynaud präsiert – flüchtete nun mit Verwaltung und Armeeführung aus Paris; nächstens fuhr sie an die Loire und einige Tage später nach Bordeaux.

Derweil wendeten sich die deutschen Panzertruppen nach Norden zur Kanalküste und schlossen die französischen – und britischen – Truppen in einem gewaltigen Kessel ein; dann begann der Angriff auf Paris. Am 14. Juni wurde über dem Arc de Triomphe das Hakenkreuz gehisst. Zwei Tage später reichte Paul Reynaud seinen Rücktritt ein; Regierungschef wurde der 84-jährige Maréchal Philippe Pétain, Kriegsheld aus dem Ersten Weltkrieg. Er kündigte an, dass er Deutschland um einen Waffenstillstand bitten werde. Dieser wurde am 22. Juni unterzeichnet. Zwei Drittel Frankreichs wurden von Deutschland okkupiert. Die französische Regierung unter Pétain liess sich im Kurort Vichy nieder: Das Operettenhafte dieser Marionettenregierung hätte nicht besser zur Darstellung gebracht werden können.

Während Frankreich in atemberaubendem Tempo dem Untergang entgegenging, führte de Gaulles Weg rasant nach oben. Am Tag, an dem Deutschland Frankreich angriff, erfuhr er, dass er interimistisch zum Brigadegeneral ernannt worden war. Am 14. Mai konnte er das Kommando einer Division mit einem theoretischen



Überrauschende Energie und machiavellistische Durchtriebenheit: Staatsmann de Gaulle, 1944.

schen Bestand von 5000 Mann und 85 Panzern übernehmen. Am Tag danach bekam er den Auftrag, die Flanke der deutschen Truppen anzugreifen. Er erzielte einige Gefechtserfolge, die ihm eine militärische Auszeichnung einbrachten, aber keinen entscheidenden Einfluss auf das Kriegsgeschehen hatten. Am 5. Juni wurde de Gaulle von Reynaud als Unterstaatssekretär in die Regierung berufen, wo er versuchte, die Kriegspartei zu stärken. Er flog zweimal nach London, um Churchill zu treffen. Doch als er am 16. Juni von London nach Bordeaux zurückkam, erfuhr er, dass Reynaud demissioniert hatte, er selbst nicht mehr der

Regierung angehörte und sich Pétain anschickte, die Kriegshandlungen einzustellen.

Nun handelte er rasch. Mit dem gleichen Flugzeug, mit dem er gekommen war, flog er am anderen Morgen von Bordeaux nach London zurück. Am 17. traf er erneut Churchill und erhielt die Erlaubnis, sich am andern Tag über die BBC an seine Landsleute zu wenden. Ein Teil der britischen Regierung versuchte dies zu verhindern, um die Pétain-Regierung nicht zu provozieren. Erst am Nachmittag des 18. Juni bekam de Gaulle endgültig grünes Licht. Am Abend ging die Rede über den Äther. De Gaulle rief alle in Grossbritannien befindli-

chen Franzosen auf, sich bei ihm zu melden, um den Kampf gegen Deutschland weiterzuführen. De Gaulle war de Gaulle geworden.

Man kennt die Folgen: Der Unbeugsame baute mit Churchills Unterstützung das «freie Frankreich» auf, das sich auf Seiten der Alliierten am Krieg beteiligte. Trotz massiven Anfechtungen gelang es de Gaulle nach und nach, als Repräsentant des «wahren» Frankreich anerkannt zu werden. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie forderte er, dass zuerst eine französische Division in Paris einrolle. In seiner ersten Rede in Paris im August 1944 setzte de Gaulle die Fiktion in die Welt, dass sich Frankreich durch seine eigenen Kräfte befreit hätte. Die Alliierten erwähnte er nur am Rande.

Mit übermenschlicher Energie und machiavellistischer Durchtriebenheit gelang es de Gaulle danach, das gedemütigte Frankreich, das sich Nazideutschland vor die Füsse geworfen hatte, in eine Siegermacht zu verwandeln, der 1945 eine Besatzungszone und ein Sitz im Uno-Sicherheitsrat zugesprochen wurden. Dieses Kunststück – oder diesen Zaubertrick – war eine genialische politische Leistung, die durch die Tatsache, dass der französische Beitrag an den Sieg über Nazi-Deutschland eher bescheiden war, nicht geschmälert wird – im Gegenteil: Dass er mit miserablen Karten gewonnen hatte, macht die Leistung des Pokerspielers nur noch grösser.

Verpflichtung zur *Grandeur*

Der grosse Mann hat Frankreich auch später noch einige Jahrzehnte lang in der Illusion gewiegt, weiterhin eine Grossmacht zu sein. Allerdings ist diese Verpflichtung zur *Grandeur* eine zweischneidige Sache, eigentlich mehr Bürde als Würde. So wollte de Gaulle unbedingt Frankreich zur Nuklearmacht machen, was aber eine finanzielle Belastung nach sich zog, die die französische Wirtschaftskraft eigentlich weit übersteigt. In seinen Kriegsmemoiren schreibt de Gaulle, Frankreich sei nur dann wirklich Frankreich, wenn es den ersten Rang einnehme. Doch ist es eine anstrengende Sache, immer den ersten Rang zu beanspruchen – vor allem dann, wenn man Mühe hat, das Geld für die Eintrittskarte aufzutreiben.

Letztlich erinnert de Gaulle an einen stolzen Schlossherrn, der seinen Söhnen auf dem Totenbett den Auftrag gibt, dafür zu sorgen, dass der Ruhm seiner verarmten Familie weiterhin über die Erde strahle. Die Söhne rackern sich ab, aber ohne grossen Erfolg, zumal sie nicht das Talent des Vaters besitzen. Dies ist das Verhängnis Frankreichs: mit den Mitteln eines mittelgrossen Landes eine Grossmacht darstellen zu müssen. Unter dieser Bürde leiden und ächzen die Nachgeborenen seit dem Tod von Charles dem Grossen.

Der vormalige NZZ-Westschweiz-Korrespondent Christophe Büchi arbeitet seit zwei Jahren an einer Biografie von Charles de Gaulle, die 2021 erscheinen soll.

Microsofts fulminantes Comeback

Vor gut zehn Jahren war die Firma in der Krise – ein Gigant ohne Vision. Jetzt ist der Technologiekonzern zurück, beschleunigt durch die Corona-Wirtschaftskrise. Wie hat Microsoft das geschafft? Von Florian Schwab

Im April 2007 schrieb der amerikanische Computerwissenschaftler und Venture-Capital-Unternehmer Paul Graham einen Nachruf auf Microsoft. «Microsoft ist tot», lautete der Titel. Das Betriebssystem Windows sei «für Grossmütter». Die Firma – eine Referenz auf die frühere Monopolstellung – sei «wie Nero oder Commodus – böse in einer Art, wie sie nur bei ererbter Macht auftritt». Der Marktwert an der Börse dümpelte bei rund 300 Milliarden Dollar, während Altkonkurrent Apple die Tech-Welt im Sturm eroberte.

Die Todesnachricht war verfrüht. Microsoft ist zurück. Und wie! An der Technologiebörse Nasdaq erreichte die Firma jüngst, Corona hin oder her, einen historischen Höchstwert von fast 1,4 Billionen Franken – fast doppelt so viel, wie die Schweizer Wirtschaftsproduktion wert ist. Damit ist der Tech-Gigant aus Redmond im US-Bundesstaat Washington beim Unternehmenswert fast wieder auf Augenhöhe mit Apple.

Wie haben die Microsoftler das nur geschafft? Um dem Erfolgsgeheimnis auf den Grund zu gehen, treffen wir Marianne Janik. Die in Konstanz aufgewachsene Juristin mit Doktorhut begann ihre Laufbahn bei Daimler im Bereich Public Affairs. Anschliessend war sie Vertriebschefin bei einem Tochterunternehmen von Airbus (heute EADS). Und seit fünf Jahren leitet sie Microsoft Schweiz. Sie steuert 600 Mitarbeiter, die ihrerseits mit einem Partnernetzwerk von landesweit 4500 IT-Dienstleistern zusammenarbeiten. Die Schweiz ist ein Microsoft-Land: Im Grosskundengeschäft gehört sie zu den Top-10-Microsoft-Märkten. Janik stieg bei dem Unternehmen in Deutschland sozusagen auf dem Tiefpunkt vor neun Jahren ein. Damals war die Firma nur noch etwas mehr als 200 Milliarden Dollar wert. Janik hat in ihrer Microsoft-Zeit damit eine raketartige Versiebenfachung des Firmenwerts erlebt.

Home-Office – nicht erst seit Corona

Der Hauptsitz des Unternehmens in der Schweiz liegt in einem modernen Glasegebäude in Wallisellen. Die Büros sind verwaist; viele Mitarbeiter arbeiten im Home-Office – nicht erst seit dem Corona-Virus. Nächstes Jahr wird das Unternehmen mit Sack und Pack in den «Circle» umziehen, ein hochmodernes Business-Center direkt am Flughafen Zürich.

Aus der Sicht von Marianne Janik waren verschiedene Zutaten entscheidend für die Wiederauferstehung ihrer Firma: Der neue



«Wir stehen noch am Anfang: Microsoft-Managerin Janik.

CEO Satya Nadella, der im Jahr 2014 einen eher glücklos agierenden Titanen aus der Bill-Gates-Zeit, den Schweiz-stämmigen Steve Ballmer, ablöste. Da auch Nadella einen Grossteil seines Berufslebens bei Microsoft verbracht hatte, hätten sich bei seiner Berufung viele gefragt: «Ist das der richtige Mann?», erinnert sich Janik. «Aus heutiger Sicht kann man sagen: genau der richtige.»

Nadella, den bei Microsoft alle nur bei seinem Vornamen Satya nennen, habe «das

Im Bereich Datenanalyse hat Microsoft Kooperationen mit Novartis und Swiss Re angekündigt.

Angebots-Portfolio wieder zukunftsfähig gemacht». Aus einer Firma, die grösstenteils vom Verkauf von Softwarelizenzen lebte, sei ein führender Anbieter von IT-Infrastruktur im weitesten Sinne geworden. Sinnbildlich dafür steht das Bürosoftware-Paket Office, zu dem beispielsweise Word, Outlook und Powerpoint gehören: An die Stelle von einmalig erworbenen, teuren Lizenzen trat ein

preisgünstiges Abonnementssystem. Auch die Bewegung weg vom eigenen Server hin zur global verteilten Datenwolke (Cloud) habe man früh erkannt und sei hier mit der «Azure Cloud» weltweit (und in der Schweiz) Nummer zwei. «Mit seiner Vision hat Satya die Entwickler regelrecht mitgerissen» – an die Stelle eines relativ nach innen gekehrten Technikerdenkens sei der Wunsch getreten, «Wert zu schaffen für unsere Kunden». Einen wichtigen Wettbewerbsvorteil sieht Janik darin, dass sich Microsoft «als reiner Technologie- und Infrastruktur-Anbieter versteht und nicht mit seinen Kunden dereinst in Konkurrenz zu treten droht».

Im Zentrum des Unternehmens stehen heute sogenannte Plattformen – ein von Microsoft angebotenes Universum von Infrastruktur, Programmen und Anwendungen, in welches sich Firmenkunden einmieten können. Sie haben damit stets Zugang zu den neuesten, von den Software-Ingenieuren in Redmond ausgetüftelten Spitzentechnologien. Die wichtigsten Wachstumstreiber seien hier die Azure-Cloud-Angebote in Verbindung mit Werkzeugen für die Datenanalyse, die vor allem für das Speichern, Analysieren oder Veröffentlichen von Informationen im Netz zum Einsatz kommen, aber auch Anwendungen für die effiziente Organisation von internen Prozessen bei den Firmen (Enterprise Resource Planning, ERP) oder die sogenannte «Power Apps»-Plattform, welche es den Kunden ermöglicht, ohne viel eigene Programmierkenntnisse Applikationen für Smartphones herauszugeben.

Herrschaftswissen demokratisieren

Im Bereich Datenanalyse hat Microsoft jüngst Kooperationen mit Schweizer Top-Firmen wie Novartis und Swiss Re angekündigt. Bei Novartis geht es darum, die Forschung mit neuen Möglichkeiten auszustatten. Die sehr umfangreichen Datenmengen, die bei der pharmazeutischen Forschung anfallen, sollen allen Mitarbeitern in einer übersichtlichen, intuitiven Weise zur Verfügung stehen. Das sei ein grosses Anliegen der Firmen, sagt Janik: «Der Umgang mit Themen wie künstliche Intelligenz oder Big Data war bis anhin weitgehend einem elitären Kreis von Datenwissenschaftlern vorbehalten – wir wollen dieses bisherige Herrschaftswissen für sämtliche Mitarbeiter demokratisieren.»

Ein weiteres solches Software-Universum ist «Microsoft Teams», welches Werkzeuge wie

beispielsweise multifunktionale Videokonferenzen enthält, um das Zusammenarbeiten in der Distanz zu erleichtern. In der Corona-Wirtschaftskrise seien die Nutzerzahlen «exponentiell angestiegen», sagt Janik. Zwar hätten viele Unternehmen die Software bereits vorher abonniert gehabt – der Shutdown mit dem weitverbreiteten Home-Office habe dann aber dazu geführt, «dass sie zum ersten Mal wirklich genutzt wurde». Weltweit stehe man bereits bei 75 Millionen Nutzern. In der Schweiz sei das Angebot besonders populär bei Bildungsanbietern. «Wir hatten hier in den letzten paar Monaten eine Verfünffachung und gehen davon aus, dass weit über die Hälfte der Lehrer und Dozenten mit «Teams» arbeiten.»

Marianne Janik wünscht sich, dass die in der Corona-Wirtschaftskrise entdeckten und erprobten Möglichkeiten auch in Zukunft verstärkt genutzt werden. «Es braucht jetzt eine kurze Denkpause bei den Firmen.» Von vielen Firmenkunden erhalte sie Feedbacks, dass die Unternehmen nach Wegen suchten, um sich in Zukunft krisensicherer aufzustellen. «Dabei unterstützen wir sie.» Sie wünsche sich, dass auf breiter Front nicht mit dem herkömmlichen Rotstift-Reflex für Kosteneinsparungen reagiert werde, sondern «dass wir die Krise in eine positive Vorwärtsbewegung verwandeln».

Investieren in der Schweiz

Sie sei in die Schweiz gekommen, erzählt Marianne Janik, weil sie sozusagen in Sichtweite der Schweiz aufgewachsen sei und «ich es immer faszinierend fand, was für eine starke und vernetzte Wirtschaft so ein kleines Land hervorbringen kann». Im Allgemeinen seien Schweizer Firmen technologisch sehr interessiert, aber bei etlichen Themen wie etwa bei der Cloud «stehen wir noch am Anfang». Teilweise fehle es an der Ambition. In den nächsten Jahren werde Microsoft versuchen, Schweizer Kunden beim Ausbau ihrer Innovationsfähigkeit zu unterstützen. Einen Schwerpunkt setze man beim Thema Bildung und lebenslanges Lernen.

Eine weitere strategische Stossrichtung sei das Thema Sicherheit. Microsoft habe letztes Jahr eigene Cloud-Server in der Schweiz installiert. «Wir waren erstaunt, wie hoch die Nachfrage auch bei nichtschweizerischen Firmen war.» Der Markenkern der Schweiz sei die Sicherheit, und darauf lasse sich eine erfolgreiche Zukunft aufbauen. «Mit der Rückendeckung von Redmond werden wir weiter hohe Investitionen tätigen.» Eine wichtige Aufgabe sieht Janik in der «Entstehung von Ökosystemen», also branchenübergreifenden technologischen Partnerschaften, wie man dies beispielsweise gemeinsam mit Swiss Re versuche. «Die Schweizer Wirtschaft mit ihrer Kleinräumigkeit und gleichzeitig grossen Anzahl höchst innovativer KMU und Grossfirmen eignet sich hervorragend als Laboratorium für den technologischen Fortschritt.» ○

Lebensläufe

Simone de Beauvoir ganz privat

Eine neue Biografie beleuchtet die unbekanntere Seite der Philosophin.

Von Rolf Hürzeler

Sie schlossen den Pakt an einem Herbsttag im Jardin du Luxembourg am Medici-Brunnen. Hier vereinbarten im Jahr 1929 die Philosophen Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre eine offene Beziehung. Sie versicherten sich gegenseitig ihrer Liebe, die indes nicht ausschliesslich sein durfte. Andere Partner sollten ebenso Platz in ihren Gedanken und in ihrem Bett haben. Die Übereinkunft setzte voraus, dass sie nichts voreinander verheimlichten.

Die amouröse Abmachung war so kindlich, wie sie tönt. Zwei junge Menschen versuchten, ihr chaotisches Gefühlsleben mit viel gutem Willen zu ordnen. Sie hatten erkannt, dass Intellekt und Sexualität zumindest in diesem Alter nicht exklusiv sein konnten. Simone de Beauvoir war erst 21, Sartre nur drei Jahre älter.

Die britische Philosophie-Dozentin am Londoner King's College, Kate Kirkpatrick, erinnert in ihrer Biografie «Ein modernes Leben» über Simone de Beauvoir an diese Episode. Die Autorin wertete erstmals bisher unzugängliche Tagebücher der französischen Denkerin aus und verglich sie mit deren Memoiren. Dabei stiess Kirkpatrick auf erhebliche Unterschiede zwischen der Selbstdarstellung der Philosophin in deren Memoiren und ihren unmittelbaren Erfahrungen, die sie in den Tagebüchern festgehalten hatte. Mit anderen Worten: Die gegenüber Sartre beschworene Ehrlichkeit konnte sie gegenüber sich selber nicht einhalten.

Die Doppelbödigkeit manifestiert sich am deutlichsten in den komplizierten Beziehungsgeflechten, in die de Beauvoir regelmässig hineinschlitterte und die ihr immer wieder ein schlechtes Gewissen bescherten: In ihrem Leben hüpfen alle mit vielen ins Bett, wie Kirkpatrick anschaulich schildert.

Typisch war etwa eine Konstellation in den späten dreissiger Jahren. Da schliefen die bisexuelle Beauvoir und Sartre mit zwei Exil-Ukrainerinnen, von denen eine die Geliebte des Journalisten Jacques-Laurent Bost war, der wiederum eine jahrelange Affäre mit Beauvoir hatte, ohne dass die Ukrainerinnen davon wussten. Als wäre das nicht genug, kam die Exilantin Bianca Bienenfeld mit in die diversen Schlafzimmer, die von dieser Konstellation



Grosszügig gegenüber Frauen wie Männern: de Beauvoir.

masslos überfordert war. Alles klar?

Keineswegs, denn laut Kirkpatrick hatte Beauvoir mit solchen Konstellationen ihre liebe Mühe. Nach einem Treffen mit einer der hintergangenen Ukrainerinnen «weinte sie zu Hause ohne Unterlass». Nicht die Betrogene, sondern Simone de Beauvoir.

Kirkpatrick schildert die pikanten Geschichten feinfühlig und retuschiert damit das gängige Bild der überheblichen und herzlosen Intellek-

tuellen de Beauvoir. Trotz ihrer fundamentalen Einsichten, etwa über die menschlichen Freiheiten und deren Einschränkungen, war die Denkerin stets in ihren eigenen Unzulänglichkeiten gefangen. Genauso wie Sartre, der im Buch immer wieder als ihr intellektueller Gesprächspartner und Liebhaber auftaucht. Offenkundig lebten die beiden in einem symbiotischen Verhältnis, auch wenn die im Jardin du Luxembourg beschworene Ehrlichkeit schnell zur Farce geriet.

Vor diesem Hintergrund kontrastiert die Biografie mit der Idealisierung von Simone de Beauvoir als Vorbild zahlreicher Feministinnen. Ihr nach dem Krieg geschriebener Bestseller «Das andere Geschlecht» enthält zwar apodiktische Einsichten wie: «Jahrhundertlang waren es Männer und ausschliesslich Männer, die die Welt gestalteten...» Doch schien de Beauvoir zumindest persönlich unter den monierten patriarchalischen Verhältnissen nicht gelitten zu haben. Sie bekannte sich dazu, dass sie sich vor diesem Buch niemals Gedanken über ihre Weiblichkeit gemacht habe. Mehr noch: Sie behauptete sogar, dass Sartre ihr den Anstoss zu dem literarischen Bekenntnis gegeben habe. Wahr oder nicht, die kameradschaftliche Geste gegenüber ihrem Partner zeigt einen weiteren Aspekt ihrer Persönlichkeit: Simone de Beauvoir konnte grosszügig sein – gegenüber Frauen wie Männern.



Kate Kirkpatrick: Simone de Beauvoir. Ein modernes Leben. Piper. 528 S., Fr. 37.90

Europas Wende nach Asien

Im Fall China scheinen der EU wirtschaftliche Beziehungen wichtiger zu sein als Freiheit und Demokratie. Ist Europa noch ein verlässlicher Partner der transatlantischen Allianz? Oder dominiert bald die Achse Brüssel-Berlin-Beijing? *Von Russell A. Berman*

Im westlichen Bündnis zwischen Amerika und Europa werden Differenzen, die sich schon in der Kontroverse um den Ursprung der Covid-19-Pandemie abzeichneten, durch die Hongkong-Krise nun noch verschärft. Die Vereinigten Staaten und manche englischsprachige Alliierte werfen China vor, das Abkommen von 1984, das den autonomen Status von Hongkong garantierte, zu missachten, und Washington hat bereits erste Schritte angekündigt, um auf Beijings Vertragsbrüche zu reagieren. Im Gegensatz dazu hat die Europäische Union ihre Absicht bekundet, wenig oder nichts zu unternehmen. Und Deutschland, das bald den Vorsitz der EU antreten wird, scheint keinen Grund zu sehen, den geplanten Ausbau der regen Handelsbeziehungen mit China zu unterbrechen. Die transatlantische Kluft wird nun durch die Differenzen in der China-Politik bestimmt.

Merkels Sticheleien gegenüber Trump

Um diese Spaltung einzuschätzen, lohnt es sich, einen entscheidenden Moment in den gegenwärtigen Querelen zwischen Washington und Europa in Erinnerung zu rufen, nämlich die Gratulationsworte, die Kanzlerin Merkel dem damals bei der Präsidentschaftswahl wider Erwarten siegreichen Donald Trump im November 2016 zuschickte. Der Wortlaut ihres Grusses wurde von vielen als tadelnde Kritik an der Position verstanden, die sich der Kandidat in seinem Wahlkampf zu eigen gemacht hatte. So gab Merkel im Originalton zu verstehen: «Deutschland und Amerika sind durch Werte verbunden: durch Demokratie, Freiheit, den Respekt vor dem Recht und der Würde des Menschen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe, Religion, Geschlecht, sexueller Orientierung oder politischer Einstellung. Auf der Basis dieser Werte biete ich dem künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Donald Trump, eine enge Zusammenarbeit an.»

Merkels nicht gerade subtile Sticheleien mögen Trumps bereits skeptische Einschätzung Deutschlands noch verstärkt haben, aber die Kanzlerin hat gewiss bei der deutschen Öffentlichkeit gepunktet, die ja immer für abschätzige Bemerkungen über die USA empfänglich ist und schon gleich nach der Wahl und noch vor Beginn der Amtszeit tiefste Abneigung gegen Trump zeigte. Hinzu kommt, dass Merckels Einsehen für eine gemeinsame Basis von liberalen Werten sehr bald amerikanische Kommentatoren dazu verleitete, sie, die deutsche Kanzlerin, nun als den authentischen leader of

the free world zu feiern und eben nicht diesen amerikanischen Präsidenten.

Nehmen wir die Kanzlerin beim Wort. Vor bald vier Jahren machte sie die Zusammenarbeit mit der Trump-Regierung explizit von Demokratie, Freiheit, dem Respekt vor dem Gesetz und der Würde des Menschen abhängig. Heute stellt sich die Frage, ob Berlin und Brüssel – wobei Berlin ja das Sagen hat – die Machthaber in Beijing mit dem gleichen Massstab messen. Die Antwort lautet offenkundig nein.

Während China die vertraglichen Verpflichtungen mit Füßen tritt, der Demokratie in Hongkong ein Ende setzen will und die Freiheit, die die Bürger jener Stadt so mutig verteidigen, zu eliminieren gedenkt, zeigt Merkel keine Bereitschaft, den deutschen China-Kurs

Chinesische Freiheitskämpfer halten amerikanische Fahnen hoch, nicht die der EU.

zu ändern. Anscheinend hat die Aussicht auf Aussenhandelsgeschäfte alle sonstigen Werte annulliert. Die Ethik kommt erst an zweiter Stelle, wie Bertolt Brecht es in seinem ebenso berühmten wie bitteren Zitat kommentierte: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.» Berlin und Brüssel geben ihm heute recht.

Angesichts der Ankündigung, dass der chinesische Nationale Volkskongress eine neue Sicherheitsgesetzgebung beraten werde mit der Absicht, die juristische Autonomie Hongkongs zu begraben, rappelte sich die Europäische Union zu einer ängstlichen Ankündigung auf, die in dem heldenhaften Versprechen gipfelte, sie würde weiterhin die «Entwicklungen genau verfolgen». Welch eine Garantie! Man kann es auch anders machen: Das Vereinigte Königreich, Australien, Kanada und die USA bezeichneten Hongkong als «Hochburg der Freiheit», prangerten Beijings «präzedenzlose Tat» an und appellierten an die chinesische Regierung, die sino-britische gemeinsame Erklärung, die den postbritischen Status Hongkongs begründete, zu respektieren. Auf ebendieser Erklärung basiert die relevante Rechtsstaatlichkeit in Bezug auf Hongkong.

Augen zu bei Huawei

Aber die Aufrechterhaltung des Rechtsstaats ist Berlin nicht wichtig genug, um damit das EU-China-Gipfeltreffen mit Generalsekretär Xi Jinping in Frage zu stellen – ein Treffen, ursprüng-

lich für September in Leipzig geplant und verschoben, aber wegen Covid-19, nicht wegen Rechts- und Menschenrechtsverletzungen.

Es stellt sich heraus, dass diese Unterordnung politischer Werte unter wirtschaftliche Interessen kein Einzelfall ist. Ähnliches findet sich in den Debatten über Technologie, Sicherheit und Datenschutz. Washington hat die Teilnahme der chinesischen Firma Huawei am Aufbau von 5G-Netzwerken als Sicherheitsrisiko eingeschätzt und folglich versucht, alliierte Länder zu überzeugen, andere Lieferanten zu wählen,



Vereint im Demokratiedefizit.

etwa Ericsson, Nokia oder Samsung. Manche Länder sind dieser Aufforderung nachgekommen. Anscheinend hat sich sogar die britische Regierung, nach vielem Hin und Her, auch für die amerikanische Position entschieden und zeigt sich nun bereit, Huawei auszuschließen.

Die Bundesrepublik dagegen will, neben manchen anderen europäischen Ländern, für Huawei die Tür offen halten – aus Angst davor, so muss man annehmen, die chinesische Regierung zu verärgern und deshalb womöglich lukrative Geschäfte zu gefährden. Die Unlust der Merkel-Regierung, in Sachen Huawei Courage zu zeigen, ist umso bemerkenswerter, als Mitglieder der Bundestagsfraktion ihrer eigenen

in den Smartphones der Nutzer verbleiben würden. Die massgebenden Kräfte der europäischen Technologie sehen es anders: Sie bevorzugen eine Struktur, die zentralisierte Kontrolle und staatliche Übersicht ermöglichen würde.

Weg in den Überwachungsstaat

Zurzeit scheint es, dass sich die amerikanische Position durchgesetzt hat, aber die unterschiedliche Bewertung der amerikanischen Technologiefirmen einerseits und Huawei andererseits ist symptomatisch: Nicht nur ist die europäische politische Führung bereit, das Sicherheitsrisiko von Huawei zu ignorieren, nein, die europäische technologische Elite zieht es vor, die Überwachung der Pandemie nach einem zentralisierten Muster einzurichten, und zwar auf eine Weise, die den chinesischen Überwachungsstaat widerspiegelt. Es geht also nicht nur um Europas Handel mit China, sondern auch darum, dass Europa allmählich wie China wird.



CDU die amerikanische Einschätzung von Huawei als Sicherheitsrisiko teilen.

Während sich Teile der europäischen politischen Elite gegenüber Huawei als Tauben entpuppen, sind sie indes nie scheu, wenn es darauf ankommt, als Falken den amerikanischen «Big Tech»-Sektor anzugreifen. Die Animositäten gegenüber Silicon Valley brachen jüngst aus in der Kontroverse über die optimale Plattform für eine App, um Covid-Kontakte nachzuverfolgen. Silicon-Valley-Vertreter argumentierten typischerweise im libertären Sinn: gegen zentralisierte, von Staaten kontrollierte Datenbanken, stattdessen für den Ansatz, für Kontaktwarnungen nur Daten zu verwenden, die lokal

Natürlich besteht eine Bandbreite unterschiedlicher Positionen in Europa zu diesen Fragen, es gibt energische Befürworter des Datenschutzes und der Privatsphäre wie grundsätzliche Kritiker von Menschenrechtsverletzungen in China und anderswo. Aber während die Spannungen zwischen Washington und Beijing zunehmen, kommt in Europa unverkennbar eine Tendenz zum Vorschein, Position zu beziehen gegen die Werte des atlantischen Bündnisses.

Klar, es ist zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht definitiv, dass es so kommen wird, aber es zeichnet sich auf besorgniserregende Weise ab. Erleben wir die Geburtsstunde einer Achse Brüssel–Berlin–Beijing? Wenn sich die EU nicht bald zu einer energischen Entgegnung auf die Hongkong-Krise aufrafft und das Leipziger Gipfeltreffen ganz absagt oder es wenigstens von der Wahrung der Autonomie Hongkongs abhängig macht, dann bedeutet das, dass die EU daran ist, sich vom Westen zu verabschieden, wie auch von der Gemeinschaft der Länder, die die Demokratie verteidigen.

Nun bekommt man von linker Seite die üblichen antiwestlichen Litaneen zu hören. Etwa: Weil China in der Vergangenheit unter dem westlichen Imperialismus gelitten habe, müsse man heute chinesischen Ambitionen entgegenkommen. Oder: Weil China die wirtschaftliche Entwicklung vorantreiben wolle, müsse sich der Westen mit Kritik an chinesischen Verletzungen von politischen und zivilen Rechten zurückhalten. Solches Verteidigungsgerede kät nur wieder, was wir uns schon oft anhören

Wenn nun China Hongkong annektiert – wird sich Europa dann Washington anschliessen?

mussten, etwa nach der russischen Annexion der Krim und der Destabilisierung in der östlichen Ukraine: Viele Deutsche, von rechts bis links, forderten, man müsse Russland und Putin verstehen – deshalb erhielten sie den sarkastischen Übernamen «Putin-Versteher» – sie sind Lieferanten von Alibi-Argumenten.

Bereiten wir uns darauf vor, eine ganze Welle von Xi-Apologeten begrüßen zu müssen, die sagen, China habe ein Recht, für sich die imperiale Macht zu verlangen, die zu verdienen es sich einbildet. Und darüber hinaus – so wird es von nützlichen Idioten und verlogenen Propagandisten als zwingend dargestellt – sei das diktatorische System ebenso effizient wie erfolgreich und überzeugend in der Bekämpfung der Armut wie im Bewältigen der Pandemie.

Diese Darstellungen sind Quatsch, aber sie sind in Umlauf, nicht nur dank einer organisierten Desinformationskampagne unter Einbezug der chinesischen Diplomatie. Sie zeugen auch davon, dass sich in Teilen der westlichen Elite in ihrer Pro-China-Haltung neben der üblichen Vereinnahmung durch ökonomische

Interessen auch ein gerüttelt Mass an beinhalten autoritären Impulsen spiegelt. Aus dieser Perspektive betrachtet, drängt sich der Eindruck auf: Europas Problem mit den Hongkonger Demokratiedemonstranten ist im Grunde nur, dass diese Demokratie verlangen.

Endspiel mit pessimistischem Ausgang

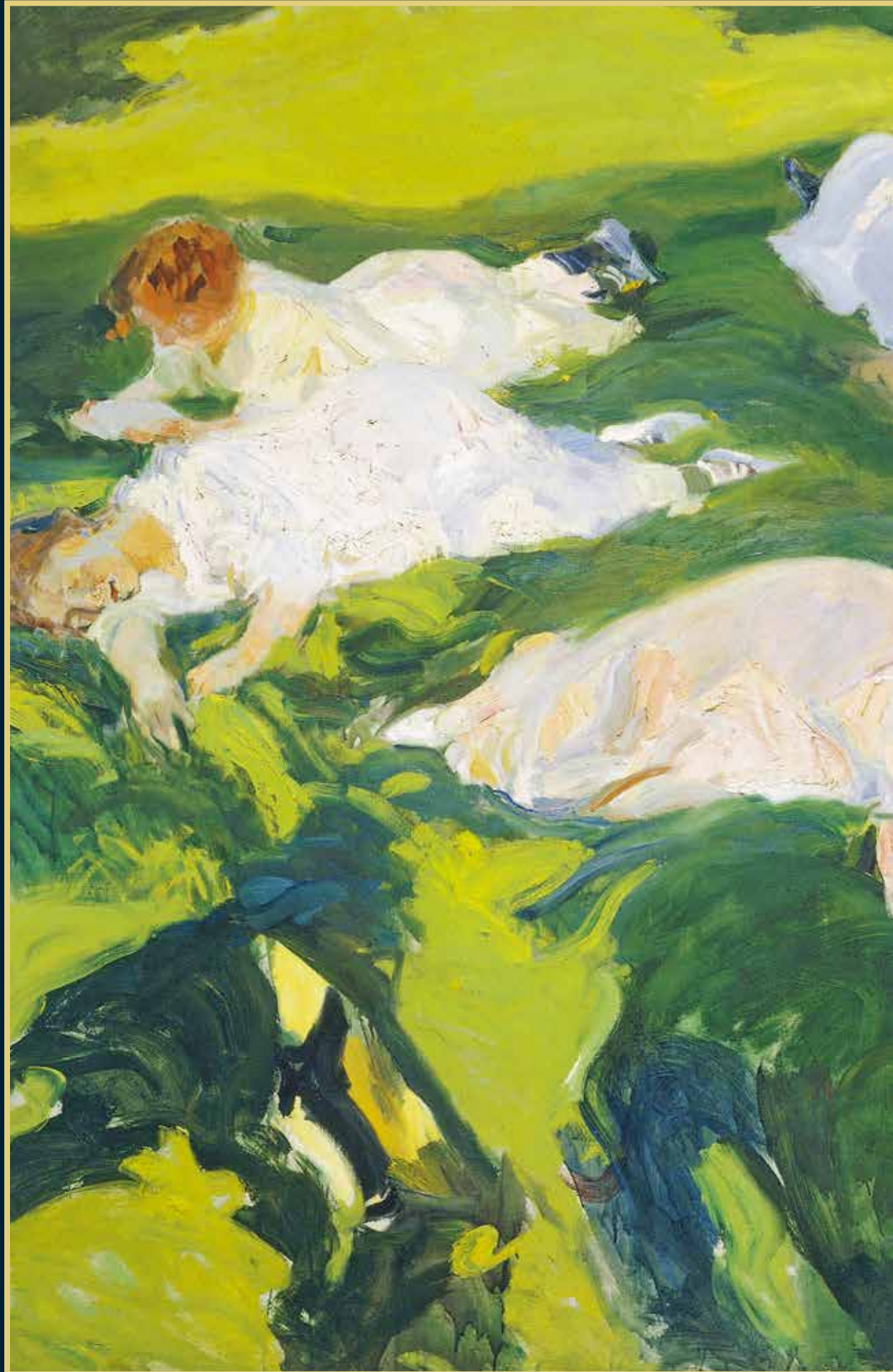
Die Schlussfolgerung ist nicht abwegig, dass das Engagement für Demokratie in Asien bei der Führung der Europäischen Union wenig Aufmerksamkeit findet – und zwar gerade deshalb, weil die EU selber unter einem ureigenen und berüchtigten Demokratiedefizit leidet. Die chinesischen Freiheitskämpfer haben das kapiert: Sie halten die amerikanische Fahne hoch, nicht die der EU, vermutlich weil sie sehr gut verstehen, wo Brüssel wahrscheinlich am Ende in diesem existenziellen Konflikt – existenziell sowohl für Hongkong wie auch für den Geist Europas – stehen wird.

Als Russland die Krim annektierte, antwortete Europa zusammen mit Amerika darauf durch das Verhängen scharfer Sanktionsmassnahmen. Wenn China Hongkong annektiert – wird sich Europa dann Washington anschliessen, um Beijings Angriff auf die Demokratie zu bestrafen? Bis heute gibt es keine Anzeichen dafür. Im Gegenteil, man muss vermuten, dass Europa in amerikanischen Sanktionen gegen China nur eine günstige Gelegenheit sehen wird, um die eigenen Wirtschaftsinteressen voranzutreiben, ohne Rücksicht auf den Charakter des diktatorischen Regimes.

Dieses Endspiel mit pessimistischem Ausgang für das Atlantische Bündnis ist noch nicht besiegelt, aber es ist eine nicht von der Hand zu weisende Möglichkeit. Man kann darin eine nicht vorausgesehene Folge des Brexits sehen: Wäre Grossbritannien noch Teil der aussenpolitischen Gesprächsrunden in der EU, wäre Brüssel sicher nicht derart rückgratlos in der Hongkong-Frage.

Wie dem auch sei, jeder, der sich für die Zukunft des Westens und der Freiheit interessiert, muss jetzt diese europäische «Wende nach Asien» mit Besorgnis betrachten, denn sie bedeutet eine Abkehr von der atlantischen Wertegemeinschaft, also eine Absage gerade an jene Werte, die Kanzlerin Merkel dem damals frischgewählten Donald Trump im November 2016 vor Augen hielt. Vier Jahre später hat sich das Blatt gewendet: Angela Merkel will ihren «Deal» mit dem Diktator in China als krönende Leistung vor dem Ende ihrer Kanzlerschaft, während – trotz aller Kassandrarufe während der letzten vier Jahre – es Donald Trump ist, der die harte Linie gegenüber Xi vertritt und damit die Werte von Freiheit, Demokratie und Recht verteidigt.

Russell A. Berman, geboren 1950, ist Professor für Germanistik und vergleichende Literaturwissenschaften an der Stanford University und Senior Fellow an der Hoover Institution.



Nachmittäglicher Lockdown: «Die Siesta» von Joaquin Sorrola, 1912.



Ikone der Woche

Soulholder-Value

Von Michael Bahnerth

Das Sein der Schweiz als eines der zivilisierten Paradiese der Erde, ihre Schönheit, ihr Reichtum, die relative Höflichkeit ihrer Bewohner, ihr gesellschaftliches und industrielles Highend-Level täuschen gelegentlich über den Preis hinweg, den es dafür zu bezahlen gilt.

Die Rede ist nicht von der Steuerlast, die die Mittel- und Unterschicht drangsaliert. Auch nicht von den Tentakeln behördlichen Über-eifers, wenn etwa Achtjährige, die aus Unwissenheit mit Spielgeld in einem Volg in Diegten BL Süssigkeiten kaufen wollen, verzeigt und erkennungsdienstlich behandelt werden wie Kriminelle. Das ist George Floyd ohne körperliche Polizeigewalt.

Die Rede ist von der Zeit, die wir aufwenden, um ein zivilisiertes Paradies zu sein. Von all den damit verbundenen Mühen und der Mühsal, diesem Zwang zur Perfektion, mit dem wir die Möglichkeiten von Leben erdrücken. Die Schweiz kann ziemlich viel und vieles besser als andere. Nur faulenzten kann sie nicht. Das ist bedauerlich. Weil Faulenzen vielleicht nicht ein Bruttoinlandprodukt wachsen lässt, doch aber die Seele, und wir genug Bruttoinlandprodukt haben, aber zu wenig Seele. Genauso, wie wir viel zu sehr nach Shareholder- denn nach Soulholder-Value streben.

Manchmal scheint es, dass wir in unserem kleinen Garten Eden so sehr damit beschäftigt sind, seine Bäume und Sträucher zu schneiden, seine Wege zu pflastern und seine Flüsse zu kanalisieren, dass wir uns die Zeit nicht nehmen, in ihm einfach nur zu sein, uns hinzulegen auf den Betten seines Grüns und die Seele in seinem Elysium auf Reisen zu schicken.

Vielleicht kann der Schweizer das nicht – die Dinge einfach mal sein lassen. Unentwegt hat er das Gefühl, sie verbessern zu müssen und mit 100 000 Verordnungen sein Erschaffenes unantastbar werden zu lassen. Da ist kein *Savoir-vivre*, nur ein *Savoir-travailler*. Wahrscheinlich sind wir deswegen eines der reichsten, aber nicht eines der glücklichsten Völker.

Man müsste das Seelenbaumeln, so paradox das klingt, verordnen, weil viele Menschen verlernt haben, wie das geht. Ich fordere deshalb die Einführung einer täglichen, zweistündigen Siesta im ganzen Land, einen nachmittäglichen Lockdown zwischen 13 und 15 Uhr, der nur dazu da ist, um zu dösen, zu schlafen und zu träumen. Ich möchte, dass das Gemälde «Die Siesta» des Spaniers Joaquín Sorolla (1863–1923) aus dem Jahre 1912, auf dem wirklich nur zufällig ausschliesslich faulenzende Frauen zu sehen sind, eine gelebte Realität wird, zu einer Tugend genauso wie der Fleiss.

Amerikas Chronist der Rassenfrage

Was ist nur los in den USA? Der grosse afroamerikanische Ökonom Thomas Sowell klärt auf: Die Schwarzen in den Ghettos sind die Opfer ihrer vorgeblichen Helfer aus dem linken Spektrum und der entgleisten Intellektuellen. *Von Florian Schwab*

Haben wir das Endstadium der Absurdität erreicht, in dem manche Leute für Dinge verantwortlich gemacht werden, die vor ihrer Geburt stattgefunden haben und andere Leute nicht einmal für das verantwortlich sind, was sie heute selber machen?»

Thomas Sowell, 2016

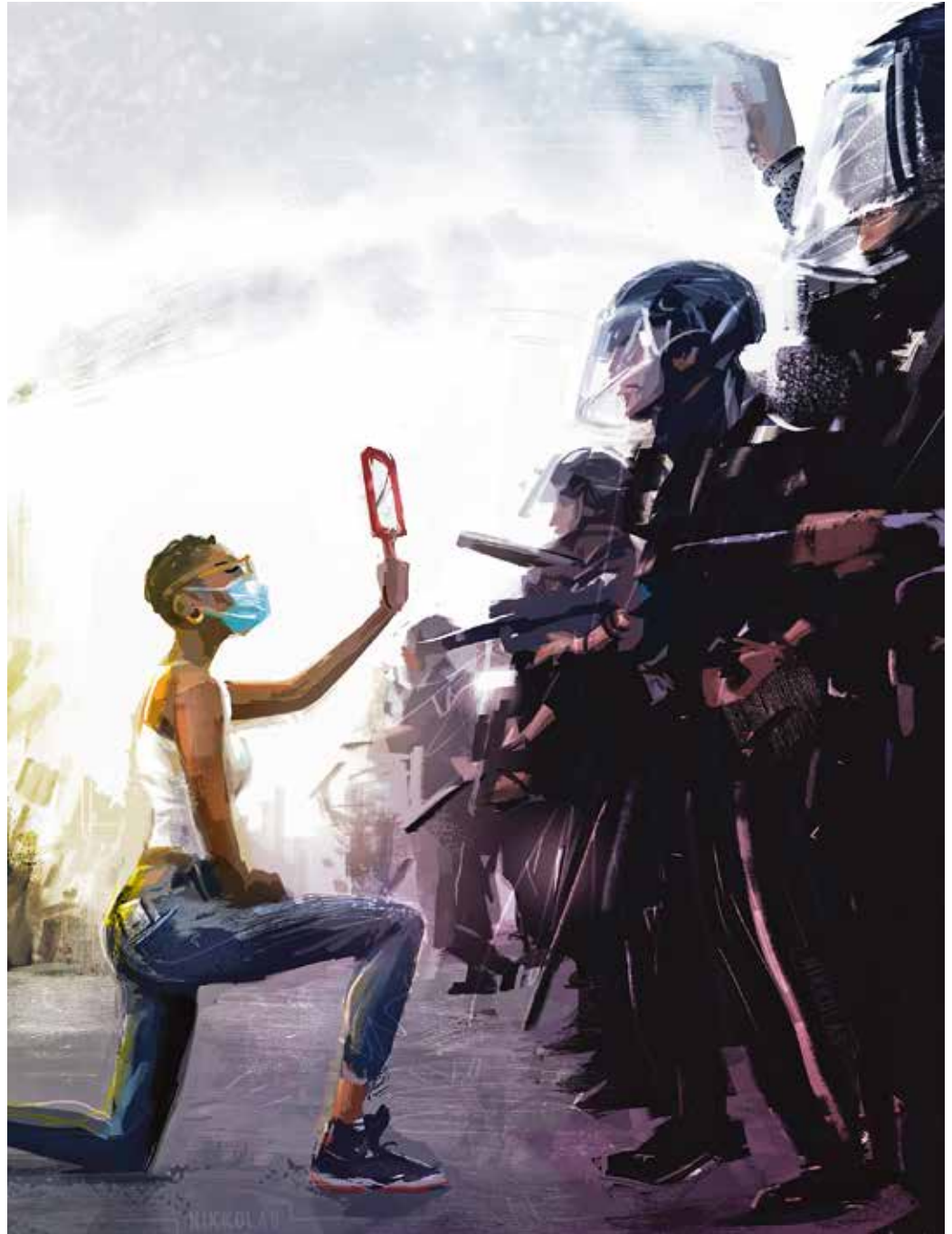
Wo ist Thomas Sowell? Das fragen sich derzeit viele in den USA. Der Ökonom, der am 30. Juni seinen 90. Geburtstag feiert, ist seit dem Ausbruch der Unruhen und der «Black Lives Matter»-Bewegung nicht in Erscheinung getreten. Dabei ist er sozusagen die dunkelhäutige Verkörperung des amerikanischen Traums. Als Afroamerikaner hat er es in den sechziger Jahren zum Wirtschaftsprofessor mit höchsten akademischen Weihen gebracht. Sein ganzes Leben lang stellte er Gedanken an zur Situation der Schwarzen in den USA.

Kurz: Fast ein Jahrhundert Lebenserfahrung und Forschung machen ihn eigentlich zum besten Chronisten der Rassenfrage in den USA, den man sich vorstellen kann. Doch jetzt ist Thomas Sowell stumm. Vor vier Jahren hat er sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, er tritt nur noch äusserst selten auf.

Fotograf im Koreakrieg

Bevor wir uns dem Denken Sowells zuwenden, wollen wir zuerst die wichtigsten Stationen seines erstaunlichen Lebenslaufs zusammenfassen. Eine Karriere wie die seine dürfte es nämlich gar nicht geben, wenn man die derzeitige Rassismusdebatte verfolgt: Thomas Sowell wurde in bescheidensten Verhältnissen in North Carolina geboren; sein Vater starb noch vor der Geburt, die Mutter war Putzfrau. Seine berufliche Laufbahn begann Sowell als einfacher Hilfsarbeiter, so etwa als Austräger für Western Union; er diente im Koreakrieg als Fotograf im Marine Corps.

Danach folgte eine steile wissenschaftliche Karriere: Im Abendstudium studierte Sowell Mitte der 1950er-Jahre Volkswirtschaft (Ökonomie) an der fast ausschliesslich von Schwarzen besuchten Howard University in Washington D.C. Zu Beginn seiner akademischen Karriere sei er Marxist gewesen, sagte Sowell später. Sein Bachelor-Abschluss summa cum laude öffnete ihm die Türen zur Harvard University. Später doktorierte er in Chicago, der Herzkammer der wirtschaftsliberalen Chicagoer Schule. Milton Friedman, der Wirtschaftsnobelpreisträger und grosse Vordenker dieser ökonomischen Denkrichtung, nahm ihn unter seine Fittiche



Den Schwarzen steht nicht ihre Hautfarbe im Weg, sondern die Opferkultur, in der sie sich eingerichtet haben.

und förderte ihn nach Kräften. Viele Jahrzehnte lang lehrte Thomas Sowell Ökonomie an Universitäten wie an der Cornell University, der Rutgers University oder der University of California in Los Angeles.

Besuch im «Höllennloch»

Im Jahr 1980 wurde Sowell an die prestigeträchtige Hoover Institution berufen, eine an der Stanford University angesiedelte konser-

vative Denkfabrik, wo er bis heute das nach Milton Friedman und dessen Frau Rose benannte «Fellowship» innehat. Zu seinem Markenzeichen als Intellektueller wurde die Klarheit in der Argumentation, die er bei Live-Auftritten allerdings mit einer fast aristokratisch anmutenden Zurückhaltung und Distinguiertheit vorträgt. Ein Vierteljahrhundert lang, bis Ende 2016, schrieb Sowell eine höchst einflussreiche Kolumne, die in

wichtigen Publikationen mit nationaler und teils gar internationaler Ausstrahlung erschien, so im *Wall Street Journal*, in der *Washington Times* und in der *New York Post*. Vor drei Jahren stellte Sowell seine Tätigkeit als Kolumnist ein und zog sich weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück.

In Sowells umfangreichem wissenschaftlichem und populärem Werk findet sich jedoch die zentrale Analyse, die für das Verständnis der aktuellen Situation hilfreich ist: Gemäss Thomas Sowell sind viele Schwarze in den letzten Jahrzehnten ausgerechnet an dem Opferstatus zugrunde gegangen, den ihnen opportunistische Politiker und ideologisch fehlgeleitete Intellektuelle schon bei ihrer Geburt wie eine Fussfessel anlegen.

Thomas Sowell blieb seiner afroamerikanischen Herkunft immer verbunden. In seiner letzten Kolumne (Farewell, «Abschied») erwähnte er die grossen materiellen Fortschritte, welche die letzten Jahrzehnte insbesondere auch vielen Schwarzen gebracht hätten. Unabhängig davon gebe es nichts, was ihn so sehr beelende wie der Besuch in einem Schwarzen-Getto. Vor einigen Jahren hatte er eine Schule im New Yorker Stadtteil Harlem besucht. In einem Park in der Nähe habe er als Kind seinen Hund spazieren geführt; allein der Name des Parks habe bei den heutigen Schulkindern Entsetzen hervorgerufen, es sei ein «Höllenschloch» geworden.

Verwahrlosungstendenzen

Woran liegt es, fragt er, dass grosse Teile der schwarzen Gemeinschaften sich gut entwickelt hätten, während die Gettos in den Grossstädten sozial verwahrlost sind? Die grösste Katastrophe, die den Schwarzen widerfahren sei, ist gemäss Sowell die positive Diskriminierung. VIELERORTS habe sich die Ideologie festgesetzt, dass die Schwarzen aufgrund ihrer Sklaven-Vergangenheit als ewige Opfer zu behandeln seien. Man müsse ihnen den Weg an Schulen und Universitäten erleichtern und dürfe sie nicht etwa nach den gleichen Massstäben beurteilen wie andere ethnische Gruppen. Dieser eigentlich gutgemeinte Impuls führe aber direkt in einen Teufelskreis aus Abhängigkeit vom Staat, Unselbstständigkeit, Armut und Gewalt.

«Kinder aus Familien ohne Verhaltensregeln, die auch in der Schule nicht an Verhaltensregeln gewöhnt werden, befinden sich auf einem Weg, der sie als Erwachsene direkt ins Gefängnis führen kann oder zu fatalen Konfrontationen mit der Polizei.» Das sei im Kern aber keine Rassenfrage, wie man an den Verwahrlosungstendenzen in der weissen, britischen Unterschicht sehe. Allerdings seien in den USA die schwarzen Gemeinschaften besonders davon betroffen, weil man eben vor allem sie von Geburt an mit einem Opferstatus ausstatte.

Sowell weist darauf hin, dass die meisten Städte, in denen die ethnischen Spannungen

auftreten, seit vielen Jahrzehnten von der Demokratischen Partei regiert und also links sind. Die falschen Freunde der Schwarzen sind in seiner Analyse somit die Politiker, davon die meisten weiss, die den schwarzen Gemeinschaften tückische Geschenke machten, dabei aber wohl eher ihr eigenes Interesse an den Wählerstimmen im Blick haben. Wiederholt hat er die Profiteure und Bewirtschafter der Rassenunruhen als «Rassen-Zuhälter» bezeichnet.

Vergiftete Geschenke

Die Begründung, als Nachfahren von Sklaven seien die Schwarzen nun einmal seit jeher strukturell benachteiligt, lässt Sowell nicht gelten. Die Sklaverei sei für Jahrtausende eine Konstante in der Menschheitsgeschichte gewesen. Viele andere Gruppen auf der ganzen Welt teilten ein ähnliches Erbe, ohne daraus einen fortwährenden Anspruch auf Besserstellung abzuleiten. An einem Anlass der Hoover-Institution Ende 2018 wies Sowell darauf hin, dass «in Nordamerika die Anzahl der Weissen, die von den Barbary-Piraten versklavt wurden grösser war als die Anzahl der Afrikaner, die in den USA und zuvor in den Kolonien versklavt worden waren».

Die ideologische Rechtfertigung für die vergifteten Geschenke an die Schwarzen beziehen die Politiker laut Thomas Sowell von postmarxistischen Intellektuellen, die alle Unterschiede in der Welt ausradieren wollen: Wenn die Schwarzen in den USA im Durchschnitt wirtschaftlich weniger erfolgreich sind als die Weissen, dann sei das gemäss dieser Denkart der Beweis für Rassismus und Diskriminierung, die man staatlich verbieten oder ausgleichen müsse. Sowell hingegen findet, dass die riesige Anzahl erfolgreicher Schwarzer in den USA gerade beweise, dass es keine strukturelle, das ganze Land durchdringende Diskriminierung der Schwarzen gebe. Genauso wenig unterscheideten sich die menschlichen Rassen nach Intelligenz oder Fähigkeiten. Die wichtigste Erklärung für die statistischen Unterschiede sei damit kulturell: Den Schwarzen in den Gettos steht nicht ihre Hautfarbe oder ihre Genetik im Weg, sondern die Opferkultur, in der sie sich eingerichtet haben. Das linke Idealbild, in dem es keine Unterschiede mehr im wirtschaftlichen Erfolg einzelner Gruppen gibt, sieht Sowell ohnehin

als unerfüllbar an: «Wenn es schon keine Ergebnisgleichheit unter den Kindern derselben Eltern gibt, die unter dem gleichen Dach aufgewachsen sind», fragt er, «warum sollte dann Ergebnisgleichheit erwartet – oder vorausgesetzt – werden, wo die Bedingungen nicht annähernd so ähnlich sind?»

Wegen der Verbreitung solch realitätsferner Ideen geht Sowell hart mit den Geisteseliten des letzten Jahrhunderts ins Gericht, so etwa in seinem Buch «Intellectuals and Race», das 2013 erschienen ist. Die Intellektuellen, sagt er, hätten in den meisten westlichen Gesellschaften einen weitaus überproportionalen Einfluss, den sie für Gutes und Schlechtes einsetzen könnten. «Es ist aber gewiss schwierig, im 20. Jahrhundert, nicht zum Ergebnis zu kommen, dass die Intellektuellen unter dem Strich die Welt zu einem schlechteren und gefährlicheren Ort gemacht haben». Er verweist auf den Sozialismus, inklusive des Nationalsozialismus, als ein von vielen Hochstudierten begrusstes Ideengebäude mit dem Ziel der Besteuerung der menschlichen

Gesellschaft. Sich selbst definiert Sowell in Abgrenzung dazu als Libertären, der auf die freie Dynamik des zwischenmenschlichen Austauschs vertraut.

Anti-Polizei-Rhetorik

Eine freie Gesellschaft brauche aber auch die Polizei. «Man kann kein Recht haben ohne einen Mechanismus zur Durchsetzung», so Sowell. Wer sich den Vertretern der Staatsmacht bei einer Verhaftung nicht füge oder gar Widerstand leiste, müsse damit rechnen, getötet zu werden. Bedauerlicherweise sei es zu einer Art Volkssport geworden, in solchen Fällen das Handeln der Polizisten zu hinterfragen. Fast immer werde das Argument der «exzessiven Gewalt» bemüht «von Leuten, die nicht im Entferntesten die Grundlagen haben, um zu beurteilen, welcher Gewalteininsatz angebracht ist». Kraft könne man nun einmal nicht «mit dem Teelöffel» abmessen, so Sowell in einer Kolumne. Und er fragt weiter: «Nach der diesjährigen, weitverbreiteten Anti-Polizei-Rhetorik durch Politiker, die Medien und die Rassen-Zuhälter: Sollte uns eine dramatische Zunahme von Morden wirklich erstaunen, nachdem die Rechtsdurchsetzung unterminiert wurde?» Worte geschrieben im November 2015.



Ökonom Sowell.

VIELERORTS habe sich die Ideologie festgesetzt, die Schwarzen als ewige Opfer zu behandeln.

Katze aus dem Sack

Die amerikanische Rapperin Doja Cat ist auf gutem Weg, den Musikhimmel zu stürmen. Sie interpretiert Feminismus auf ganz eigene Art und überfordert die Kritiker.

Von Anton Beck

If you can see it from the front, wait till you see it from the back» – Wenn du ihn von vorne sehen kannst, warte, bis du ihn von hinten siehst. Gemeint ist hier ihr Po, den die Rapperin Doja Cat in ihrem Song «Juicy» gute dreieinhalb Minuten löblich besingt und in wechselnden, aber immer sehr bunten und engen Outfits zur Schau stellt. Dabei ist das nicht der einzige Song der 24-Jährigen, der Hit-Status erlangte. Regelmässig überschreiten ihre Videos und Songs die 100 000-Millionen-Marke auf Youtube und gehen auf der Social-Media-Plattform Tiktok viral, wo sie Teenies dazu bringen, die nicht ganz einfachen Dance-Moves Doja Cats nachzutanzten. Auch wenn sie dabei deutlich mehr Kleidung an sich tragen als das Original. Seitdem Doja Cat während des Lockdowns auch noch mit Nicki Minaj, der Göttin des weiblichen Rap, zusammenarbeitete und einen Nummer-eins-Chart-Hit landete, hat sie den Sprung ins Rampenlicht endgültig geschafft.

Amalaratna Zandile Dlamini, wie die Rapperin eigentlich heisst, Tochter eines südafrikanischen Schauspielers und einer unscheinbaren Mutter, suchte schon früh die Aufmerksamkeit, begann als Teenager mit Beauty-Videos, wechselte dann in die Musikindustrie. Um sich von all dem Content, der auf Instagram und Tiktok kursiert, abzuheben und Aufmerksamkeit zu gewinnen, musste auch Doja Cat zu Beginn ihrer Karriere sämtliche Ketten des guten Geschmacks sprengen. Das gelang ihr vor zwei Jahren mit «Mooo!», einem Song über Kühe, in dem die Rapperin im Kuhkostüm, in der Hand einen Milchshake, später einen Burger, lustlos vor sich hin lallt: «Bitch, I'm a cow, I'm not a cat, I don't say meow, bitch, I'm a cow.» Einzelne Teile des Musikvideos wurden zu den beliebtesten Memes und GIFs, kleinen, auf Social Media teilbaren Foto- und Videoausschnitten, des Jahres 2018.

Pendant zum Macho

Doch 2018, so scheint es, liegt lange zurück. Auf ihrem im November erschienenen Album «Hot Pink» sind sämtliche Blödeleien verschwunden. Barer Ernst trifft als Beschreibung aber auch nicht zu. Stattdessen präsentiert Doja Cat sich als Paradebeispiel einer neuen Form von Musikerin. Das weibliche Pendant zum Macho.



Freizügige Feministin: Rapperin Doja Cat.

Dass der Hip-Hop in seiner Geschichte der Objektivierung huldigt, ist nichts Neues. Frauen in Stringtangas gehörten noch in den nuller Jahren so obligatorisch zum Videodreh wie eine Kohorte von AMGs. Seitdem hat sich viel getan – könnte man meinen. Denn während die erfolgreichen männlichen Rapper der späten zehner Jahre sich nahezu komplett von diesem Frauenbild distanzieren und stattdessen wie Kendrick Lamar lieber über die Vorzüge der hingebungsvollen Monogamie rappten, haben die Rapperinnen das alte Bild aufgenommen und ihm einen seltsamen Twist verpasst. Der weibliche Körper wird weiterhin objektiviert, allerdings von den Rapperinnen selbst, die ihren Körper als eine Art Statussymbol benutzen und stolz in ihren Videos präsentieren. Verkauft wird das Ganze als selbstbestimmter Umgang mit der eigenen Sexualität.

Ein Pulverfass, das Ende Mai hochging, als die Sängerin Lana Del Rey das Konzept anprangerte – ohne Erfolg, dafür mit reichlich Kritik. Auch in den deutschsprachigen Medien kam das Ganze an. «Gibt es im Feminismus einen

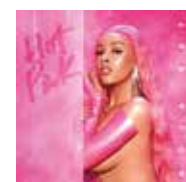
Platz für Frauen wie sie?» titelte der *Spiegel* mit Blick auf Del Reys Äusserungen, und tatsächlich scheint sich in der amerikanischen Musikindustrie eine neue Feminismus-Debatte zusammenzubrauen. Denn hinter all den Überschriften und Provokationen sitzt die tiefergreifende Frage, was im Jahr 2020 unter dem Begriff Feminismus laufen kann. Ist es feministisch, wenn Frauen ihren Körper freiwillig objektivieren, oder ist es nach wie vor sexistisch? Und gelten in der Kunst und speziell für den Rap andere Regeln?

Festgefahrener Moralkodex

Die Musikjournalistin Briana Younger bemängelte vor zwei Jahren im *New Yorker*, dass sich der Rap trotz der #MeToo- und der Time's-Up-Bewegung immer noch nicht genügend um feministische Anliegen kümmere. Dass zwei Jahre später selbst junge Aufsteigerinnen wie Doja Cat, die Rap-Stars von morgen, diesen Trend verstärken, Feminismus nur in Bezug auf Freizügigkeit ansprechen und keine radikaleren Änderungen einschlagen, scheint Younger auf den ersten Blick recht zu geben. Andererseits ist es eine Chance, dass Doja Cat und andere Rapperinnen die bisherigen schreibenden Wächter darüber, was feministisch und was sexistisch

ist, überfordern. Denn so wird aus einem festgefahreneren Moralkodex vielleicht wieder eine gesellschaftliche Debatte.

Für Doja Cat funktioniert das Konzept der freizügigen und etwas widersprüchlichen Feministin jedenfalls gut. Zumindest noch. Denn die sozialen Medien, denen die Rapperin ihren Erfolg hauptsächlich zu verdanken hat, können jemanden nicht nur sehr schnell berühmt machen, sondern auch sehr schnell wieder ins gesellschaftliche Abseits schießen, wie es derzeit gerade Kultautorin J. K. Rowling – und vor ihr schon viele andere – erlebt. Aber bis das passiert, wird Doja Cat ihren Körper noch zur Schau stellen – von vorne und von hinten.



Doja Cat: Hot Pink. Im Handel.



Tanzen tagsüber – behördlich verordnet.

Freizeit

Sommer der Liebe

In den kommenden Monaten dürfen Nachtclubs wohl nur sogenannte Tagespartys veranstalten. Endlich, findet unser Autor *Mark van Huissing*

Diesen Samstag findet im «Supermarket» die Party «Under the Tree» statt. Headliner, wichtigster Künstler, ist Luciano, Produzent und Discjockey mit bürgerlichem Namen Lucien Nicolet aus Genf und eine grosse Nummer der elektronischen Tanzmusik. Auf den ersten Blick sieht das nach *business as usual* aus, normalem Geschäftsgang, in dem Klub in Zürich.

Doch die Öffnungszeiten sind alles andere als gewöhnlich: «14.00 bis 23.59 Uhr» steht dort, wo üblicherweise «23.59 bis 07.00» oder so angegeben wird. Kindergeburtstag mit Luciano? Nein, eine sogenannte Dayparty. Der neue Industriestandard. Und für höchstens 300 Gäste. So etwas wie das Nachtclub-, Pardon: Nachmittagsklub-Gegenstück zum Auftritt eines grossen Namens im kleinen Kreis, Prince im «Kaufleuten» oder Springsteen im Kongresshaus also.

Wobei es weniger darum geht, den treuesten Fans Zucker zu geben, sondern die Bedingungen im Zusammenhang mit sozialer Distanzierung zu erfüllen – mehr als 300 Leute dürfen wegen Covid-19-Gefahr nicht in ein Veranstaltungsort. Und um Mitternacht ist plötzlich Polizeistunde. Weil es danach immer schwieriger wird, die immer unkontrolliertere Menge, na ja, «kleine Menge», zu kontrollieren.

Halbtot oder halblebendig

Davon abgesehen, gibt es somit wieder so was wie ein Nachtleben. Wenn auch eines, dessen Zustand von Klubkennern als, je nach Temperament, halblebendig respektive halbtot beschrieben wird. Für einige ist nämlich das, was andernorts als «Dichtestress» beschrieben wird, die Essenz des Clubbings; in den Augen anderer sind begrenzte Öffnungszeiten das Hauptproblem, weil eine Schliessung um Mitternacht dem Konzept von Nachtleben wider-

spreche. Und für nicht wenige ist beides ungefähr gleich schlimm.

Versetzt man sich in die Lage von Unterhaltungslokalbetreibern, ist das nachvollziehbar. Weil es so noch schwieriger wird, mit Klubs, die auch Unternehmen sind, gewinnbringend zu wirtschaften. Aus Gästesicht hingegen herrschen gute Zeiten und schöne Aussichten. Finde ich jedenfalls.

Nachtlokale erzielen am meisten Einnahmen – Eintrittspreise und Konsumation – zwischen ein und drei Uhr morgens. Irgendwann danach, sagt man, beginnt die «Stunde der Idioten». Was wohl einen Kausalzusammenhang mit der zuvor stattfindenden Einnahme von Alkohol sowie nicht erlaubten Drogen hat. Der Headliner spielt in Zürcher Klubs in der Regel zwischen eins und vier oder so. Das mag betriebswirtschaftlich Sinn machen, ist, von mir aus gesehen, aber zu spät.

Ich war 1980 zum ersten Mal in einer Diskothek, wie's damals hiess, der Schüler-Disko «Medora» im Tscharnergut, um genau zu sein. Da passierte die Action zwischen 20.30 und 23.00 Uhr. Ich fand das super. Und das hat sich beziehungsweise ich habe mich seither nicht signifikant entwickelt – es ist immer noch der Zeitrahmen, den ich zum, Vorsicht Jugendsprache, «Party machen» bevorzuge.

Mir hat sich bis heute nicht erschlossen, was es an einem Abend, bevor man einen Klub zu besuchen vorhat, so Wichtiges zu tun gibt, dass man erst um ein oder zwei Uhr hingehet. Langsam essen mit Freunden? Sich aufwendigst stylen? Tantrischen, vier oder mehr Stunden dauernden Sex haben? Hm, und das alles mit Regelmässigkeit jeden Donnerstag, Freitag, Samstag oder wann auch immer man ausgeht ...

Wer ein Leben, einen Beruf/Job hat oder sogar kleine Kinder, kann eigentlich kaum etwas da-

gegen haben, wenn er um Mitternacht wieder zu Hause ist, einverstanden? So bleibt nämlich Zeit für den erwähnten tantrischen Sex und etwas Schlaf, was auch nicht übel ist. Doch selbst ohne berufs- respektive familienbedingt beschränkten Zeitrahmen waren späte Klubnächte nicht mein Ding – ich hatte vergangenes Jahrzehnt ein Haus auf Ibiza, noch keinen Sohn, dafür einen Sommer lang freie Zeit. Und habe es dennoch fast nie geschafft, Pete Tong, John Digweed oder einen anderen britischen House-Crack, der sich erst um halb vier nachts im «Pachá» hinter das Mischpult stellt, anzuhören. Geschweige denn bis zum Ende, acht Uhr, zu bleiben.

Solches muss man lieben

Viel bekömmlicher waren die Geschäftsöffnungszeiten der «Destino»-Partys mit Solomon, Guy Gerber et cetera für mich: 20.30 bis 23.30 Uhr. Oder, natürlich, die des «DC-10» beim Flughafen, wo «Circoloco» bereits um 15.00 Uhr oder so begann und vor Mitternacht Feierabend war – wer's genau weiss, war nicht dabei (und wer dabei war, wird nie mehr sagen, eine Dayparty könne keine crazy oder eben *loco* Veranstaltung sein).

Womit ein weiteres Argument von Bar- und Klubbetreibern zerpfückt wäre. Nämlich das, dass Gäste sommers nicht vor ein oder zwei Uhr nachts einen dunklen Keller betreten würden. Da ist wohl was dran. Doch wer behauptet denn, dass eine Tanzveranstaltung überhaupt in einem unterirdischen Loch stattfinden müsse? Es geht anders, und zwar gut. Wie seit Jahren, auch in der Schweiz, Veranstalter beweisen – Rakete oder Naturklang organisierten beispielsweise Daydances im Zürcher Strandbad Mythenquai oder die «The Lagoon»-Party am Walensee.

Heuer steht Nachmittagsschwärmern ein «Summer of Love» bevor. Tanzen tagsüber, gern auch im Freien, erst noch behördlich verordnet das Ganze. Und, bevor wir's vergessen, im privaten Setting, mit 299 anderen Nasen maximal. Solche Covid-19-Auswirkungen muss man lieben. Was man ebenfalls muss: sich rasch entscheiden und Eintrittskarten kaufen. Wer übermorgen Luciano «Under the Tree» erleben möchte, ist längst zu spät.



Fast verliebt

Altlasten

Von Claudia Schumacher

Es lebt und liebt sich leichter, wenn man über seine Prägungen nachgedacht hat. Harmloses Beispiel: Mich hat es lange gestresst, mit mehreren Freunden im Restaurant diverse Speisen zu teilen – weil ich das kleinste Kind in einer Sportlerfamilie war, in der alle assen wie Scheunendrescher. Als mir das bewusst wurde und auch, dass man in einem Restaurant jede Leckerei nachbestellen kann, konnte ich den Erzählungen meiner Freunde lauschen, anstatt wie eine verhungerte Hyäne auf den letzten Klecks Hummus in der Mitte zu schielen. Aber wenn man über zehn Jahre aus dem Elternhaus raus ist, stellt sich die Frage, wer einen schrulliger gemacht hat: die Herkunftsfamilie – oder die Leute, mit denen man jahrelang in einer Beziehung gelebt hat?

Zwei Single-Freundinnen von mir – die eine Anfang dreissig, die andere Anfang vierzig – wollen sich wieder ins Gefecht stürzen. Das ist schwierig, beide sind sehr zaghaft. Die eine ist überzeugt, dass sie «nur Freaks» anzieht. Die andere bringt es nicht über sich, sich auf einer Dating-App anzumelden, obwohl wir seit Monaten darüber reden. Je älter man ist, wenn man sich auf die Suche begibt, desto eher glaubt man, dass vielleicht etwas nicht stimmt mit einem, sonst wäre man ja längst selig dauerliert. Vielleicht hatten die Ex-Partner mit ihrem Genörgel und ihrer Kritik also recht. Aber was, wenn man vielleicht einfach noch kein grosses Glück hatte – und alles o. k. ist mit einem?

Ende zwanzig sass ich einmal in meiner Single-Bude und grübelte so vor mich hin, fühlte mich bedrückt. Da schaute ich mich um und stellte fest, dass überall in meiner Wohnung Geschenke von Ex-Freunden herumlagen. Plötzlich kam es mir so vor, als wären diese Gegenstände kleine Sprechpuppen meiner Ex-Partner, die mir aufzählten, was ich falsch gemacht hätte oder was generell an mir nervte. Also sammelte ich alle Sachen ein, darunter auch eine Perlenkette und andere Kostbarkeiten, und schmiss sie weg. Das war radikal (und die Perlenkette hätte ich gerne zurück). Doch danach waren sie wirklich weg aus meinem Leben, die wertigen Ex-Freunde.

Allem Anfang wohnt ein Zauber inne. Aber nur, wenn man wirklich neu anfangen kann.



Humorvolle Einblicke in soziokulturelle Absurditäten: «The Perfect Candidate».

Knorrs Kultur

Wo sind die grossen Filme geblieben?

Die Kinos sind erfreulicherweise wieder auf, doch was im Moment angeboten wird, ist bis auf ein paar nette Ausnahmen pure Tristesse.

Von Wolfram Knorr

Viele Jahre hatte ich den Eindruck, Hollywood habe mein Leben ruiniert, mich in einem Zustand ewiger Jugend belassen. Es war die Zeit, in der das Kino eine aufregende Höhle war – wie das Slumberland, das Winsor McCay Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem «Little Nemo» als Helden zu zeichnen begann, bevor ich überhaupt von Kinos gehört hatte. In Nemos Welt laufen Betten, Gebäude, Paläste und Wolkenkratzer herum und sind von skurrilen Figuren wie Flip und Impie bevölkert. Eine Welt auf Stelzen, zu der die Kinder immer nach oben schauen und von den überrealen Träumen gefesselt sind. Eine Welt, in der Liebe noch etwas Tödliches war, ein göttliches Bestrafungssystem, Frauen wie Rita Hayworth eine solche Power hatten, dass es reichte, einen Handschuh auszuziehen, um einen explosiv-erotischen Tanz aufzuführen («Gilda», 1946).

Der exotische Geist im Halbdunkel

Alles längst *perdu*. Man staunt nicht mehr nach oben, wird dafür von einem neuen visuellen Kraftfeld angezogen – dem ungeschminkten Realismus mitsamt dem ganzen Wirrwarr unseres Unterbewussten. Die neue Aufregung ist voyeuristische Angstlust, ein Traumland mit Sigmund Freud als Medizinmann, der im Hintergrund die Rezepte braut. Damit spielen leider immer weniger, zurzeit Christopher Nolan («Tenet»), Denis Villeneuve («Dune») oder George Miller («The Wasteland»).

Dass solche Wuchtbrummen fehlen, macht die Corona-Zeit besonders drastisch sichtbar, fast physisch spürbar. Die Kinos haben wieder geöffnet, aber das Programm entführt leider nicht in einen Palast der Träume. Das waren die Häuser ja mal buchstäblich, die ihrer Vergnügungshöhlen-Haftigkeit in umwerfendem Eklektizismus Rechnung trugen, indem sie sich aus Kirchen, Tempeln, Pyramiden, Klöstern, Basaren, Palästen et cetera alles borgten, was den Besucher schon beim Eintritt in die wildesten Träume versetzte, ehe der Film überhaupt begann. Klar, die Zeiten ändern sich, die Kinos sind funktional, nüchtern geworden, aber der exotische Geist nistet noch im Halbdunkel. Wundern darf man sich deshalb nicht, dass die Hollywood-Produktionen ihre Blockbuster-Starts in den Herbst verschoben haben, in der bangeren Hoffnung, bis dahin sei der Fluch der Pandemie gebannt oder seien die strengen Auflagen zumindest aufgehoben.

Dafür aber lassen sie die Kinos hierzulande im Stich und offenbaren damit, wie bei einer Lackmusprobe, was unsere Kinos dringendst bräuchten: richtige Knaller. Da kann man sich dann fragen, warum die Lichtspielhäuser nicht wenigstens beherzt auf Klassiker zurückgreifen. Wäre so verkehrt wohl nicht. Leider aber starten die Kinos ihr Programm mit ziemlich tristen Filmen, die die Bedingungen, unter denen man sie geniessen darf, nicht gerade vergessen machen. Zu den empfehlenswerten, die

noch mal mit Recht lanciert werden und zu den vergnüglichen gehören, zählt die saudische Komödie «The Perfect Candidate» über eine junge Ärztin, die sich als Kommunalpolitikerin bewirbt, um Strassen-Missstände vor der Klinik, in der sie arbeitet, zu beheben – in einer brachial patriarchalischen Gesellschaft fast ein Kamikaze-Vorhaben. Hinter der humorvollen Umsetzung bietet der Film Einblicke in soziokulturelle Absurditäten. «It Must Be Heaven» vom Palästinenser Elia Suleiman gehört auch in diese Kategorie, auch wenn Suleimans Humor nicht jedermanns Sache sein dürfte. Als grosser Schweiger (er ist auch Protagonist) reist er von seiner Heimat über Paris nach New York und findet, dass Palästina eigentlich überall ist, etwa in Paris, wenn durch die menschenleere Stadt plötzlich Panzer rollen; auch wenn es nur die Vorböten zu den Feierlichkeiten des Nationalfeiertags sind, wird mit dem Schrecken gespielt. Ein fast stummer Film mit einem Protagonisten, der ständig Nähe zu Jacques Tati und Buster Keaton ankündigt, aber mit zu viel Pomp zu häufig zeigt, wie tiefsinnig er alles meint. Die verspielte Leichtigkeit seiner Vorbilder fehlt. Auch «Notre dame» von Valérie Donzelli mag manchem ein schwungvoller Jux sein, ist aber völlig aus der Zeit geraten. «Notre dame» steht wie eine feste Burg, und die Liebes-Tändeleien sind belanglos. Für eine Komödie, der jede Bodenhaftung abgeht, zu wenig.

Bescheidene Filme, aber immer noch die lebensfreudigen. Ab in die Tristesse geht's dann mit dem argentinischen «Iniciales S. G.» Der Lebensüberdruß feiert Urständ: Ein Statist (Diego Peretti), der auch in Pornos vor der Kamera stand, am liebsten Bongs raucht, in seiner Unterwäsche herumlümmelt, döst und zu viel trinkt, lernt eine Filmemacherin (Julianne Nicholson) kennen, die sich in ihn verknallt, obwohl er ein Schmutzdelinquant ist. Das scheint ihr zu liegen. Als er auch noch aus Versehen einen



Ab in die Tristesse: Iniciales S. G.».

Nachbarn im Lift erwürgt, hilft sie ihm bei der Entsorgung der Leiche. Mit «Iniciales S. G.» ist nicht nur der Name des Protagonisten gemeint (Sergio Garcia), sondern vor allem Serge Gainsbourg, dem er tatsächlich ähnlich sieht und dessen Wurschtigkeits-Chansons er mal aufgenommen hat. So nuschelt er sich als Schlaffi durchs Leben. Ich habe den Verdacht, die Regisseure Rania Attieh und Daniel Garcia wollten

mehr. Als ich in einer Kritik las, der Film sei vergleichbar mit «The Big Lebowski», ist mir ein Licht aufgegangen – das sogleich wieder erlosch. Lebowski war eben kein Lebensmüder, der Vergleich ist strunzdämlich.

Der Höhepunkt an Depressions-Düsternis, der goldrichtig in die Corona-Kinos passt (oder besser nicht), ist mit Abstand «Suicide Tourist». Da drückt das Gewicht der Welt nicht nur aufs Gemüt des Helden Max (Nikolaj Coster-Waldau), sondern auch schwer auf die Augen der Zuschauer, weil die Bilder dunkel und erdrückend wie Blei sind und man nur mit grösster Anstrengung erkennt, was da auf der Leinwand eigentlich vor sich geht. Arg Furchtbares, das ist mal sicher. Max ist Ver-



Depressions-Düsternis: «Suicide Tourist».

sicherungsmakler, dessen Kundin Alice die Lebensversicherung ihres verschwundenen Mannes endlich beanspruchen will. Max hat aber noch ein anderes, existenzielles Problem: einen irreparablen Hirntumor, und deshalb hat er sich schon alle möglichen Selbstmorde überlegt. Da erfährt er über Alice vom «World's End Hotel Aurora», das Sterbehilfe anbietet. Jeder Sterbewillige muss allerdings einen Vertrag unterschreiben (mit Kosten und allem Drum und Dran), von dem er nicht mehr zurücktreten kann. Einmal unterschrieben, und sein Schicksal ist besiegelt. Max unterschreibt. Wobei nicht so recht klar ist, ob er nur das Verschwinden von Alice' Gatten recherchieren will. Unterschreiben tut er trotzdem. Sein Ende scheint besiegelt.

Düster, düster. Und so reist Max alias Nikolaj Coster-Waldau, jedem «Game of Thrones»-Fan als Jaime Lannister bekannt, in die Kälte und Einsamkeit der schroffen norwegischen Berge in ein schickes, supermodernes Hotel mit einem Personal, das sich benimmt und auch so aussieht, als wolle es sich im Inneren der Lebensmüden umsehen, in ihren geheimen Seelenkästchen herumschnüffeln – so lieb und hinterfotzig schleichen sie herum. Wenn ein Gast es sich anders überlegt und abzuhaue versucht, wird er wie ein Stück Wild erlegt. Auch mit den sanft Entschlafenen wird Seltsames gemacht. Der komplette Film des Dänen Jonas Alexander Arnby («When Animals Dream») ist Weltschmerz pur. Wer will in Corona-Zeiten so was sehen? Wo ist das grosse Kino nur geblieben?



Unten durch Falsche Fähre

Von Linus Reichlin

Mein Freund Bruno will sich selbst zum 60. Geburtstag eine Grosswildjagd schenken, in Mali. «Mali ist billiger als Kenia», sagte er. «Ja», sagte ich, «weil es in Mali gar kein Grosswild gibt. Das grösste Tier dort ist wahrscheinlich der Hund des Polizeichefs.» Bruno schaute noch mal im Prospekt nach. «Sorry, ich hab mich geirrt», sagte er, «es ist nicht in Mali. Es ist in Burkina Faso an der Grenze zu Mali.» «Und was für Grosswild gibt es an dieser Grenze?», fragte ich. Bruno las aus dem Prospekt vor: «Die Jagd ist klassisch sportlich. Büffel und Löwen werden auf der Fähre bejagt. Schiessen vom Auto aus ist verboten.» «Das verstehe ich nicht», sagte ich, «zuerst treiben sie Löwen und Büffel auf die Fähre, aber dann darf man sie vom Auto aus nicht abschiessen?» «Sorry», sagte Bruno, «hier steht Fähre, nicht Fähre. Die Löwen werden auf der Fähre bejagt.»

Wie gesagt, Bruno wird 60, da fliegt man schon mal versehentlich nach Mali anstatt nach Burkina Faso und wundert sich, dass auf der Fähre keine Löwen über die Reling kotzen. Im Prospekt stand ausserdem, man müsse in der Lage sein, «bis mindestens 50, besser bis 80 Meter stehend freihändig zu schiessen». «Wie willst du das denn machen», sagte ich, «du kannst doch nicht mal im Sitzen schiessen.» «Im Alter», sagte Bruno, «soll man jeden Tag etwas Neues lernen, das hält jung.» «Das sagen sich die alten Löwen auch. Und dann lernen sie», sagte ich, «aus 50, besser aus 80 Metern mit einem einzigen Sprung an deine Gurgel zu gelangen.» «Ich bin ja dort nicht allein», sagte Bruno, «es gibt einen *local guide*.» Im Prospekt stand: «Unser *local guide* Annemarie steht Ihnen mit Rat und Tat zur Seite.» Das klang für mich, als würde ich in einem Reiseführer des Tourismusverbandes des Kantons Uri lesen: «Unser *local guide* Daouda Nakoulma steht Ihnen beim Verzehr von 50, besser 80 Portionen Älplermagronen mit Rat und Tat zur Seite.» «Na gut», sagte Bruno, «sie ist eine Deutsche, und sie ist eine Frau – na und? Wenn du vor einem wütenden Wasserbüffel stehst und eine Ladehemmung hast, bist du nicht mehr wählerisch, von wem du gerettet wirst.» «Ob du gerettet wirst,

>>> Fortsetzung auf Seite 54

steht noch nicht fest», sagte ich, «willst du an deinem Geburtstag nicht lieber eine Sonnenuntergangs-Bootstour auf dem Lago Maggiore machen?» «Das hab ich an meinem 50sten gemacht», sagte Bruno, «wenn ich das jetzt noch mal mache, kann ich mich genauso gut schon begraben lassen!» «Eine Seebestattung am Lago Maggiore», sagte ich, «ist auf jeden Fall angenehmer, als vom *local guide* Annemarie eine Kugel ins Rückenmark zu kriegen.» «Wieso sollte sie denn auf mich schiessen!», sagte Bruno, und ich sagte: «Keine Ahnung, vielleicht ist sie 60 und will nicht mehr dasselbe machen wie mit 50.» «Dir geht's doch genauso», sagte Bruno, «deshalb lernst du Türkisch! Einfach, weil es etwas Neues ist.» Ich lerne Chinesisch, nicht Türkisch, und ich tue es nicht, weil ich Angst vor dem Altwerden habe – mit 63 ist man nicht alt. Ich lerne es, weil ich mich noch sehr jung fühle und vielleicht mit 70 nach China auswandern werde, um dort eine neue Familie zu gründen. Das Sperma des Mannes ist wie Polyester: Es zerfällt erst nach 200 Jahren. Ein Mann kann mit 90 noch – sofern er eine geduldige jüngere Partnerin findet – eine Dynastie von Online-Versandhändlern begründen. Doch ich möchte mich, was meine neue berufliche Karriere betrifft, jetzt noch gar nicht festlegen: Vielleicht entschliesse ich mich mit 90 auch für eine Laufbahn als Konzertpianist. Mein Problem ist eher, dass mir fast zu viele Türen offenstehen.

«Während du in Burkina Faso», sagte ich zu Bruno, «eine Pille schluckst, damit du das Gewehr hochkriegst, werde ich einen Studienberater konsultieren, der mir bei der Entscheidung hilft, ob ich eher die musische oder die wissenschaftliche Richtung einschlagen soll.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Urväter-Riesling

Von Peter Rüedi

Das Alter an sich eine Qualität sei, ist ein Irrtum, den Alte in die Welt gesetzt haben. Gewiss, im Alter sammelt sich Erfahrung, Gelassenheit – im Glücksfall. Denn unfreiwilliger Triebverzicht ist keine Kulturleistung und Abgeklärtheit oft genug ein blosser Euphemismus für den Verlust von Vitalität. Auch beim Wein ist (bekanntlich, muss man schon sagen) die Maxime «Je älter, desto besser» ein Trugschluss. Klar, es gibt grossartige alte Weine, nicht nur, aber vor allem Süssweine, alte Sauternes und Auslesen von deutschem Riesling. Aber deren Format kommt nicht einfach vom Alter, es ist sozusagen in ihrer Genetik angelegt. Auch alte Reben garantieren nicht notwendig grosse Weine (einmal abgesehen davon, dass jede Mengenbeschränkung die Konzentration in den Trauben fördert, und alte Reben bringen nun mal weniger davon hervor). Dies vorausgeschickt, ist hier ein Riesling von der Mittelmosel vorzustellen, der in mehrfacher Hinsicht besonders ist, vor allem aber stammt er von sehr alten Reben, und er ist über jedes Mittelmass hinaus bemerkens-

wert. 2007 kaufte Karl Josef Loewen, der mit seinem Weingut in Leiwen (sogenannte Mittelmosel, ein kleiner Ort zwischen Trier und Berncastel) schon an anderen Lagen für Furore gesorgt hat, einen «verwaisten» Rebberg in der benachbarten Gemeinde Longuich, ein Terrain, für das sich kein Erbe fand. Es war (und ist) ein veritables Stück Weinbau-Weltkulturerbe, Herrenberg genannt: 1896 angepflanzt von einer Familie Carl Schmitt-Wagner mit wurzelechten Rieslingreben, 10 000 Stöcke pro Hektare, in dieser Grösse der älteste bis heute intakte Rieslingweingarten der Welt: dichte Bepflanzung, steile Südlage, Böden von rotem Schiefer. All diese Komponenten tragen das Ihre bei zur Unverwechselbarkeit eines sehr besonderen Rieslings, eines trockenen Mosels, der von einer knisternden Mineralität ist, durchsichtig, blitzsauber, klar; gelbe Frucht, Apfelnoten, etwas Quitte, auch eine Spur Cassis und etwas Melone; prägnante Säure (kein biologischer Säureabbau!), aber keine aggressive Herausforderung, vielmehr voll jugendlichen Charmes, frisch und rund zugleich, sehr lang für einen trockenen Mosel. (Übrigens: Abgesehen von diesem ursprünglichen «Herrenberg»: Loewen arbeitet heute mit seinem Sohn Christopher zusammen, und der experimentiert gern auch mit fundamentalen Methoden aus der Gründerzeit dieses besonderen Rieslings, etwa mit einer alten Holzkorbpresse mit sanfterem Druck. Die historische Zahl «1896» tragen, etwas verwirrend, beide im Namen. In beiden Fällen meint diese Marke nicht, dass bei Loewens Tradition nachgebetet wird, sondern eine Verlängerung der Vergangenheit in die Zukunft.

Weingut Carl Loewen Mosel Riesling trocken Maximin Herrenberg 1896 Alte Reben Erste Lage 2019. 12,5 %. Riesling & Co, Gregor Schönau, Auswil. Fr. 29.50. www.rieslingco.ch



Die Bibel

Im Garten

Von Peter Ruch

Dann pflanzte der HERR, Gott, einen Garten in Eden im Osten, und dort hinein setzte er den Menschen, den er gebildet hatte (Genesis 2,8). Soeben erleben wir das, was der Volksmund wüstes Wetter nennt. Erinnerere ich mich an die Hitzesommer der letzten Jahre,

bin ich erleichtert. Blicke das wüste Wetter aus, würde das Land zur Wüste. Auf Regenspaziergängen durch Gartenquartiere kommt es mir vor, als tröffen die Bäume, Büsche, Blumen und Beeren nicht nur von Wasser, sondern auch von Leben und Freude. Nichts gegen schöne Naturlandschaften, aber die Gestaltung durch Menschenhand macht den Anblick noch prächtiger. Die Pracht wächst dank Regen und Sonne – und eben durch die harte Arbeit der Menschen.

Nach der Schöpfungsgeschichte sollten Adam und Eva ja den Garten Eden bebauen und bewahren. Gartenarbeit stärkt das seelische und körperliche Wohlbefinden bis hin zur Therapie. Aber sie hat ihre Grenzen. Das hebräische Wort für Garten (*gan*) bezeichnet einen begrenzten Bereich, der durch eine Trockenmauer, einen Wall oder eine Hecke geschützt ist. Oft wird er aufwendig bewässert. Der primäre Zweck war der Anbau von Gemüse und Obst – und von Blumen, wenn die Kapazität reichte.

Gartenarbeit ist ein Krampf, aber Garten-spaziergänge und -besichtigungen vermitteln eine Ahnung vom Garten Eden, vom *Paradies*. Der persische Ausdruck meint ebenfalls einen umzäunten Bereich. Das Paradies ist ein vielfältig grüner und bunter Garten, wo man sich der Schönheit, des Friedens und der Sicherheit erfreut. Das deutsche Wort *Garten* ist dem lateinischen *hortus* verwandt und meint das Gleiche. Von meinem Pult aus sehe ich einen offensichtlich gutgeführten Kinderhort mit einem eingezäunten Spielgarten. «Hort» und «Kindergarten» versprechen, dass die Kinder dort ein Stück Paradies schnuppern sollen. Und nebenan haben ein paar Eritreer einen verwahrlosten Umschwung in einen Gemüsegarten verwandelt. Freuen Sie sich über Ihren eigenen und über fremde Gärten! Sie sind Fenster zum Paradies.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Auto

Ich, der Poser

Der Renault Mégane R.S. in der Sonderserie Trophy-R ist ein Mittelklasse-Sportwagen als Sammlerstück. *Von David Schnapp*

In bester Boulevard-Machart haben die Kollegen vom *Blick* ein Thema auf die Frontseite gehievt, das seither nach allen Regeln der Kunst bewirtschaftet wird, Einschätzungen von Psychologen inbegriffen. Es geht um sogenannte Auto-Poser: junge Leute, die viel Zeit, Geld und Aufwand in ihre Sportwagen investieren. Es ist ein Hobby wie der Schrebergarten oder die Modelleisenbahn. Ob man den Grund dafür wirklich psychoanalytisch ausloten muss oder ob man diese Freude an der Mechanik auch einfach als Ausdrucksform eines modernen westlichen Lebensstils betrachten könnte, kann man sich ja aussuchen.

Ich persönlich tendiere zu Letzterem und bekenne freimütig: Ja, es gibt immer wieder Momente in meinem Leben als Fahrzeug-Tester, in denen ich ein Auto-Poser bin. Kürzlich fuhr ich beispielsweise den Renault Mégane R. S. Das ist an sich schon der bezahlbare Sportwagentraum mancher junger Vorstadtmänner. Als Sonderserie Trophy-R hingegen wird aus dem Mittelklassewagen ein besonderes Sammlerstück. Vom weissen Auto mit feuerroten 19-Zoll-Felgen, prominenten Lufthutzen auf der Motorraumabdeckung oder roter Kriegsbemalung an der Seite gibt es lediglich 500 Stück.

Und es gibt dazu eine gute Geschichte, die seine Exklusivität unterstreicht: In einer Zeit von 7:40,10 Minuten schaffte der Rennfahrer Laurent Hurgon mit einem Trophy-R im Jahr 2019 einen neuen Rekord für Serienfahrzeuge mit Frontantrieb auf der Nordschleife des

Nürburgrings über die 20,6 Kilometer lange Runde.

Das Erfolgskonzept beruht auf einem 300-PS-Motor mit vier Zylindern, Turbo, Direkteinspritzung und 400 Nm Drehmoment sowie einem manuellen 6-Gang-Getriebe. Vor allem aber ist der Trophy-R ein ziemliches Leichtgewicht. Viel Karbon, eine Titan-Auspuffanlage von Akrapovic, besonders leichte Sportschalensitze oder eine fehlende Rückbank ergeben noch 1306 Kilogramm. Anders gesagt: Jedes PS des Renault-Sport-Motors muss nur noch 4,35 Kilogramm bewegen, das ist ein sportlicher Wert. Dass dieser Mégane trotz der fehlenden Rückbank vier Türen hat, wirkt hingegen etwas sonderbar.

Dem Fahrvergnügen schadet diese Art von Exzentrik freilich überhaupt nicht, der Trophy-R stürmt aus dem Stand so schnell und souverän nach vorne, dass man schon nach 5,4 Sekunden 100 km/h schnell ist. Das ist für einen Auto-Poser wie mich an jedem Rotlicht und jedes Mal von neuem ein ziemliches Vergnügen. Aber möglicherweise sollte ich diese Disposition von einem psychologisch geschulten Fachmann gründlich untersuchen lassen.

Renault Mégane R. S. Trophy-R 300

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Benzinmotor mit Turbo, man. 6-Gang-Getriebe, Frontantrieb; Hubraum: 1798 ccm; Leistung: 300 PS / 221 kW; max. Drehmoment: 400 Nm / 3200 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 262 km/h; Verbrauch (WLTP): 7,91 / 100 km; Preis: Fr. 63 740.–

Jazz

Klassik, heiss serviert

Von Peter Rüedi

Die Aufnahmen zu seinem jüngsten Album, einer Hommage an seinen langjährigen Partner Steve Swallow (s. *Weltwoche* Nr. 23/20), seien nach Art der «alten Schule» aufgenommen worden, meinte John Scofield. Unter old school versteht er Aufnahmesessions, in denen das «Hier und Jetzt» der improvisierten Musik wörtlich genommen, an den einzelnen Takes nicht nachträglich redaktionell herumgeschneidelt und geschönt und Spontaneität so verstanden wird, dass Veranstaltungen im Studio sich solchen in Konzerten weitestmöglich annähern. Live as live can be.

Auf diese Weise ist in den fünfziger Jahren in jeweils kürzester Zeit viel denkwürdiger Jazz festgehalten worden. Legendär sind die vier Alben, die Miles Davis mit seinem Quintett in nur zwei Aufnahmesessions für «Prestige» eingespielt hatte. Zum Programm wurde die Arbeitsweise, in der «mit heisser Nadel» genäht wurde, durch den Produzenten Don Schlitten (der mit der Serie von Miles noch nichts zu tun hatte). Er folgte der Maxime: «The end result has to be that the music is cooking, that's all.» Dem folgte Tom Gsteiger, als er unlängst beim Berner Mini-Label Anuk seine Klactovee Edition ins Leben rief. Deren jüngstes Album mit dem Titel «Undulation» ist soeben erschienen, und das Quartett der beiden Schweizer Rafael Schilt (Tenorsax) und Bänz Oester (Bass) sowie der Amerikaner William Evans (Piano) und Gerald Cleaver (Drums) hält sich an Stücke, die längst zur Lingua franca der Jazzmoderne gehören (Wayne Shorters «Fee-Fi-Fo-Fum», Charles Mingus' «Duke Ellington's Sound of Love», McCoy Tyner's «Blues on the Corner», Freddie Hubbards «Up Jumped Spring» und gleich drei Kostbarkeiten von Thelonious Monk – «Oska T.», «Eronel» und «Little Rootie Tootie»). Schilt ist durchwegs auf der Höhe der modernen Tenor-Klassik, Oester solistisch ebenso überzeugend wie als felsenfestes Fundament, der in Basel lebende und lehrende Evans hinreissend, voll überraschender Glanzlichter, und Cleaver ein kongenialer perkussiver Inspirator und Animator. Old school. Was in diesem Fall tatsächlich heisst: cooking, steaming, burning. Scharf gewürzt, heiss serviert.



Rafael Schilt/William Evans/Bänz Oester/Gerald Cleaver: Undulation. Klactovee Edition / Anuk Klacto 3

Echo einer freieren Ära

Einst geschmäht als Frauen- und Fremdenfeind, gilt er heute als Bannerträger der freien Meinungsäußerung. Nie war Prinz Philip wichtiger als heute.

Von Wolfgang Koydl



Ungebügelte Gedanken: Der Duke of Edinburgh mit seiner Gattin, Königin Elisabeth II., und den Nachkommen Charles und Anne, 1957.

Man würde ja nur zu gerne wissen, was er denkt über eine Welt, die völlig durchgeknallt zu sein scheint, in der die Masse einer stigmatisierten Minderjährigen hinterherrennt und in der ein Gewaltkrimineller wie ein Märtyrer zu Grabe getragen wird, komplett mit Heiligenschein und Engelsflügeln. Liebend gerne wäre man Mäuschen, wenn er abends mit seiner Frau vor dem Fernseher sitzt und die Zeitläufte kommentiert – bissig, beleidigend und brutal, aber immer punktgenau treffend.

Doch leider ist es still geworden um Prinz Philip, den Gemahl der britischen Königin. Vor drei Jahren zog er sich weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück und nahm keine Termine mehr wahr. Und mit Beginn der Corona-Pandemie hat man ihn und seine Frau vorsorglich in Windsor Castle isoliert, schliesslich zählen die beiden zur Risikogruppe: Elizabeth feierte im April ihren 94. Geburtstag, und der Herzog von Edinburgh wurde soeben 99.

«Perfekter königlicher Kokon»

Nun ja, was man halt so Risikogruppe nennt. Die Queen wurde zu ihrem Ehrentag hoch zu Ross fotografiert, beim Ausritt im Schlosspark. Und das offizielle Foto zu Philips Geburtstag zeigt ihn neben seiner Frau stehend: kerzengerade, stramm und hoch aufgerichtet wie ein Gardeoffizier, in einem zweireihigen Blazer, der die breiten Schultern akzentuiert, und mit einer Miene, die für philipsche Verhältnisse als Lächeln durchgehen könnte, objektiv betrachtet jedoch eher an Jaws erinnert, den Bond-Bösewicht mit dem Stahlgebiss. Gebrechlich sieht anders aus, auch wenn Philip einmal anmerkte, dass angesichts seines Alters «ein paar Stücke abzufallen beginnen».

Einen «perfekten königlichen Kokon» nannte Joe Little, der Chefredaktor des royalen Klatschmagazins *Majesty*, den Lockdown der beiden auf Windsor, «eine Gelegenheit, in ihren späteren Jahren wieder aneinander anzuknüpfen». Es ist zu hoffen, dass Philip diese Zeilen nicht zu lesen bekam, denn sie hätten einen Würgreif bei ihm ausgelöst. Schwätzer und Dummköpfe konnte er noch nie ertragen, und mit seiner Meinung zu ihnen und zu ihren verworrenen Ideen hielt er ebenfalls nicht hinter dem Berg.

Das macht ihn für viele zu einem Lord Volde-mort der politischen Inkorrektheit, zu einem respektlosen Stänkerer und Lästermaul. Für andere ist er der letzte Lordsiegelbewahrer der freien Rede und der ungeschützten Meinungs-äusserung – in bester Tradition spitzer britischer Zungen von Samuel Johnson bis Boris Johnson. Der Letztere freilich muss inzwischen seine Worte wägen. Schicksal eines gewählten Politikers.

Solchen Zwängen muss sich Philip nicht unterwerfen. Für ihn gilt auch nicht die strikte Regel, sich niemals zu politischen Themen zu

äussern, an die sich seine Frau halten muss. Er hat dem jeweils wehenden Zeitgeist denn auch nie Zugeständnisse gemacht, ebenso wenig wie er sich gesellschaftlichen Gepflogenheiten unterwarf. Philip verknüpft die bornierte Dickfelligkeit eines Borgia-Papstes mit den Umgangsformen eines Fischhändlers. Er mag politisch inkorrekt sein, doch Diskriminierung gibt es bei ihm nicht: Er beleidigt alle gleich – schwarze Eingeborene und weisse Briten, Sportler und Behinderte, Alte und Junge, Frauen ebenso wie Männer.

Schrullig-charmanter Querdenker

Bei all dem ist er sich selbst treu geblieben. Geändert hat sich nur das Bild, das die Öffentlichkeit von ihm zeichnete: aus dem arroganten, frauen- und fremdenfeindlichen Ekelpaket wurde zunächst ein schrullig-charmanter Querdenker. Heute gilt er als Bannerträger freier, unangepasster Meinungen, als leuchtendes Beispiel einer untergegangenen Lebensart.

Es reicht aus, die Würdigungen zu seinen Geburtstagen nachzulesen. Zu seinem 85. im Jahr 2006 wurde er noch mit Adjektiven wie taktlos, grob, unverschämt, überheblich und instinktilos überschüttet. Doch schon zum 90. rühmte man ihn für Pflichtbewusstsein, Diskretion,

Schabernack treibt Philip noch immer – zur Freude seiner Frau.

Freundlichkeit und Mitgefühl. Und heute schätzen immer mehr Briten seine Respektlosigkeit, die umso erfrischender ist, als die Gesellschaft die Trennlinie zwischen angeblich Sagbarem und Unsäglichem immer schärfer zieht. Philip, ein Fossil aus grauer Vorzeit? Eher das Echo einer freieren Ära.

Längst ist er der dienstälteste Prinzgemahl in der Geschichte des Königreichs. Seit 81 Jahren kennt er Elizabeth. Sie war erst 13, als sie den schneidigen, aber verarmten 18-jährigen Spross der dänischen und griechischen Königshäuser zum ersten Mal sah. Seit 72 Jahren sind sie verheiratet – mit all den Höhen und Tiefen, wie sie jede Ehe erlebt. «Toleranz», so meinte Philip einmal, sei «die eine essenzielle Zutat» einer haltbaren Verbindung: «Und ich kann Ihnen versichern, dass die Queen die Fähigkeit zur Toleranz im Übermass besitzt.»

Seit 67 Jahren schliesslich steht er – nein, nicht an der Seite – einen Schritt hinter der Königin. Die Krönung seiner Frau war ein bitterer Augenblick für den ehrgeizigen Berufsoffizier. Er verzichtete auf eine erfolgversprechende Karriere bei der Royal Navy, auf seinen griechischen Prinzentitel, ja sogar auf seinen Nachnamen Mountbatten: «Ich bin nur eine verdammte Amöbe», fluchte er angesichts der Aussicht auf ein Leben im Schatten der Monarchin. «Ich bin der einzige Mann in diesem

Land, der seinen Kindern nicht seinen Namen geben darf.»

Es dauerte lange, bis er diese – wie er es sah – Schmähung verwand. Doch inzwischen hat er sich in die Rolle des Prinzgemahls nicht nur gefügt, sondern sie auf eine Weise ausgefüllt, wie dies keinem vor ihm gelang. Obwohl es immer wieder Gerüchte über Seitensprünge des Herzogs von Edinburgh gab, stand er felsenfest zu seiner Frau. Sie erwiderte das Kompliment: «In all den Jahren», betonte die Queen einmal, sei Philip «meine Stärke und meine Stütze» gewesen.

Wichtig war wohl immer auch das gemeinsame Lachen, das der zuweilen ungehobelte Freigeist Philip mit derben Scherzen förderte. Schabernack treibt Philip noch immer – zur Freude seiner Frau: Ob er ihr zum Frühstück ein künstliches Gebiss auf den Teller legt oder quietschende Plastiksemmeln, Elizabeth amüsiert sich so königlich wie am ersten Tag. Sie konnte sich das Lachen auch nicht verkneifen, als der junge Leutnant Mountbatten seinem künftigen Schwiegervater König Georg VI. im Kilt entgegentrat. Philip hasste den Schottenrock und sann auf Rache. Als er in den Raum trat, tänzelte er auf den Monarchen zu, lüpfte die Rocksäume und machte einen tiefen Knicks. Spätestens zu diesem Zeitpunkt dürften dem König Zweifel an der Wahl seiner Tochter gekommen sein.

Geburtstagskarte von der Queen

Ob auch Philips Kinder die positive Einschätzung über ihren Vater teilen, steht auf einem anderen Blatt. Sein Sohn Charles etwa bezeugte keine guten Erinnerungen an seine Kindheit. Im Gegenzug sprach Philip ihm die Fähigkeit ab, König zu sein. Als ihn ein Journalist einmal fragte, wann Charles denn den Thron besteigen könnte, reagierte er unwirsch: «Fragen Sie mich, ob die Königin sterben wird», fragte er zurück.

Von seinen anderen Kindern scheint er ebenfalls keine besonders gute Meinung zu haben. «Wenn es nicht furzt oder Heu frisst, interessiert es sie nicht», urteilte er etwa einmal über seine pferdenärrische Tochter Anne. Leider nur spekulieren kann man über seine Ansichten zu seinen Enkeln William und Harry und deren Ehefrauen. Gut denkbar, dass ihm die rebellische und vorwitzige Meghan mehr liegt als die steife und hochnäsige Kate.

Man mag zwar nicht mehr viel von ihm hören, aber man kann wohl davon ausgehen, dass er geistig und körperlich fit ist und sich weiter seine ungezügeln Gedanken über die Welt draussen vor den Mauern von Windsor Castle macht. Es spricht nichts dagegen, dass er im nächsten Jahr seinen 100. Geburtstag feiern wird. Da kann er sich auf eine Überraschung freuen, denn Hundertjährige erhalten in Grossbritannien einen besonderen Gruss: eine Geburtstagskarte von der Queen.



Tamaras Welt

Undankbar und unnötig

Dass J. K. Rowling für ihre Äusserungen zu Transmenschen heruntergeputzt wird, überrascht nicht. Erstaunlich ist, wer sie öffentlichkeitswirksam anprangert. *Von Tamara Wernli*

Neulich ist der «Harry Potter»-Erfinderin J. K. Rowling ein Shitstorm entgegengeschlagen, als sie sich zu einem Trans-Thema äusserte. Sie machte sich lustig über diese Bezeichnung in einem Report: «Menschen, die menstruieren». Auf Twitter meinte sie: «Ich bin mir sicher, wir hatten mal ein Wort für diese Leute. Kann mir jemand helfen? Wumben? Wimpund? Woomud?» Das sind Rowlings Fantasieworte für *women*, Frauen.

Das biologische Geschlecht eines Menschen sei Realität, schrieb Rowling, die sich für Frauen- und Kinderprojekte einsetzt, weiter auf ihrer Website. Wenn man den Begriff «Frau» als biologische Grösse ersetzen wolle, schade man dem Schutz der Frauen und biete Übergriffigen einen Vorwand. Postwendend wurde die 54-Jährige von Trans-Aktivistinnen und deren geistiger Entourage als grausam, gefährlich und transfeindlich beschimpft.

Wir wollen jetzt nicht über Begriffe diskutieren. Ich bin kein Rowling-Fan. Die Empörung um das Wort «Frauen», das in Zeiten von Hypererregbarkeit offensichtlich Trigger-Status erreicht hat, ist mir einerlei. Dass unser Schutz von einzelnen Worten abhängen soll, ist hanebüchen. Und natürlich kann die Periode nur haben, wer Gebärmutter und Eileiter besitzt. Das mag für einige eine emotional unbefriedigende Tatsache sein, aber es auszusprechen, ist bestimmt nicht transfeindlich.

Es überrascht nicht, dass Rowling ins Kreuzfeuer der Trans-Aktivistinnen gerät. Diese Community, die vorgibt, das biologische Geschlecht würde nicht existieren, gerät schnell in Wallung; Sätze wie «Menschen menstruieren» oder «Transfrauen sind Frauen» werden in sozialen Medien unablässig repetiert.

Einer Transfrau ständig unter die Nase zu reiben, dass sie eigentlich keine richtige Frau

sei, ist zweifellos falsch, es ist unnötig, und natürlich kann es verletzend sein. Und selbstverständlich verdienen Transmenschen die exakt gleichen Rechte und den Respekt wie alle anderen. Aber wer das «Menschen menstruieren» selbst permanent zum Thema kürt, muss sich halt nicht wundern, wenn Feministinnen, die schon bei den Worten «Rednerpult» und «Studenten» in Schnappatmung verfallen – weil diese Begriffe angeblich einen grossen Einfluss auf die Sichtbarkeit der Frau haben (bzw. sie unsichtbar machen) –, angesäuert reagieren.

Was aber erstaunt, ist, wie medienwirksam alte Weggefährten, die Rowling ihre ganze Karriere zu verdanken haben, sie nun anprangern. Rowling verkaufte zwar die Potter-Filmrechte an Time Warner, behielt aber ein Mitspracherecht und setzte damit unter anderem durch, dass die Filme fast ausschliesslich mit britischen Schauspielern besetzt wurden – wie Daniel Radcliffe oder Emma Watson.

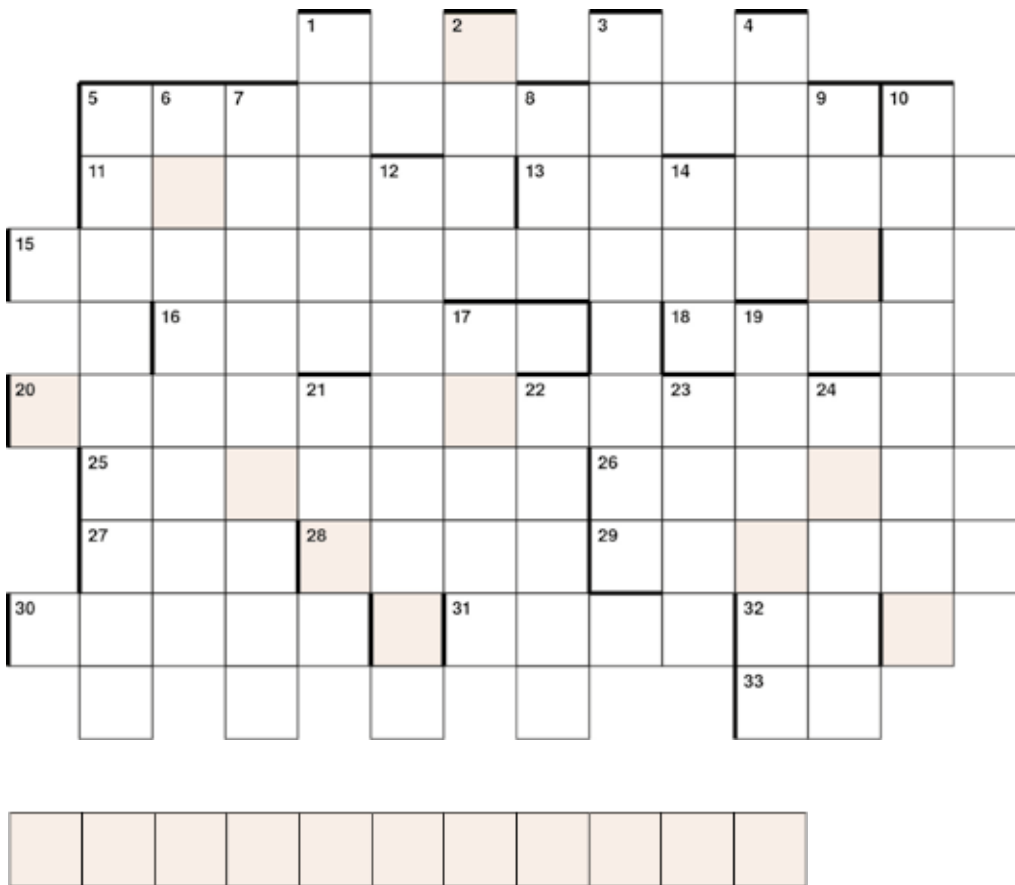
Das hielt Harry-Potter-Darsteller Radcliffe nicht davon ab, vergangene Woche auf der Website einer Trans-Stiftung zu schreiben, dass er «als menschliches Wesen» etwas zu dem Thema sagen müsse: «Transgender-Frauen sind Frauen.» Das Bestreiten dieser Tatsache stelle die Identität und Würde transsexueller Menschen in Frage. Er wirft Rowling damit indirekt Unmenschlichkeit und einen respektlosen Umgang vor. Superstar Emma Watson legte auf Twitter nach: «Transmenschen sind, wer sie sagen, dass sie sind, und verdienen es, ihr Leben zu leben, ohne ständig in Frage gestellt zu werden [...]» Nur stellt Rowling ja nicht Transmenschen in Frage, sondern die Verneinung des biologischen Geschlechts.

Die Weltpresse nahm den Ball begeistert auf – und bezeichnete Rowling als eine, die sich «häufig transfeindlich» mit «kontroversen Ansichten» äussere. Kontrovers? Seit wann ist etwas kontrovers, was nur für eine kleine Minderheit als kontrovers gilt, für die grosse Mehrheit der Gesellschaft aber keineswegs umstritten ist? Der britische Autor Douglas Murray hat dazu treffend bei Unherd.com geschrieben: «Eigentlich ergeben Studien, dass es <kontrovers> ist, zu glauben, eine als Mann geborene Person sei genau dasselbe wie eine Frau. Es ist nicht im Entferntesten kontrovers, zu glauben (wie Rowling), dass Transfrauen – während sie genau dieselben Rechte und den Respekt wie alle anderen erhalten sollten – nicht genau dasselbe sind wie biologische Frauen.»

Es ist das gute Recht der Schauspieler, sich öffentlich zu äussern. Aber es hat einen schalen Beigeschmack, wenn ausgerechnet jene, deren *once in a lifetime*-Erfolg auf den Büchern und der Unterstützung von Rowling basiert, die immer anständig zu ihnen war, sich öffentlich gegen sie stellen. Die Verlockung, sich reflexhaft mit einer Seite zu solidarisieren und seine moralisch richtige Meinung zu signalisieren, war wohl zu gross. Dankbarkeit drückt sich anders aus. Denn den Schauspielern muss klar sein, dass sie mit ihrer Kundgebung die radikal-sensiblen Rowling-Feinde in ihren Beschimpfungen befeuern, auch die Medien. Sie hätten auch einfach schweigen können – man muss nicht zu jedem Thema etwas sagen. Laut Murray fühlten sie sich vielleicht unter Druck, weil Schweigen Komplizenschaft bedeuten würde; aber das spiele keine Rolle. Für ihn haben sie ihre alte Freundin «öffentlich verraten».

Während man früher eine Person im Privaten auf derlei Meinungsdiskrepanzen angesprochen hätte, fühlt man sich heute dazu berufen, alles öffentlich zu kommentieren, sogar Freunde vor den Augen der Welt zu tadeln. Diese Entwicklung hat nichts Gutes, und leider kann man sie auch nicht mehr einfach wegzaubern.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Hat's auf grössere Sitzgelegenheiten abgesehen.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Ist für die Temperatur, was zeitlich die Uhr. **11** Ein anregendes Sprichwort prognostiziert: Wer das praktiziert, der oxidiert. **13** Tacco di stivale auf Deutsch. **15** Löcher im Gemüse und schwarze Punkte auf den Blättern, werden oft von Kettenfahrzeugen verursacht. **16** Mit Kauwerkzeugbezug mit 27 Waagrecht. **18** Der Nierenstein galt in Hippie-Kreisen als Stein der Weisen. **20** Was möglicherweise immer grösser, wenn das Kleine Schwarze immer kleiner wird. **25** Gehört neben Brüderlichkeit und Freiheit auch in Haiti zur wahlprüchlichen Dreiheit. **26** Sogar noch seltener als selten. **27** Die Höhle des englischen Löwen im Zentrum von Brandenburg. **28** Ein vor allem als Brauch gebrachter Gebrauch aus zwei vereinigten Vereinigten Staaten. **29** Das kreidelose Täfelchen für den papierlosen Unterricht. **30** Nicht die Lösung ist der Hinweis, sondern the solution ist die Hinweise. **31** Wegen des fehlenden e kaum fassbarer typentypischer Modus Operandi. **32** Das Herz des Südens weit im Westen. **33** Ready, steady, Brettspiel!

Senkrecht — **1** Danach, just oder + (1 + nine), ist die Lokalität nicht mehr geheim. **2** Sollen animieren, können rentieren oder quittieren. **3** Beschreibt das Näschen eitler Kokserinnen von aussen wie von innen. **4** Man lege für die Lotionen einfach lege um. **5** Als Vorstellung episch dramatisch, als Vorfall katastrophal. **6** Der Fechter geht zwar drauf, kommt dabei aber generell nicht um. **7** Doktor Hoffenders internacia lingvo. **8** Ersetzt mit compass kombiniert den GPS-Empfänger. **9** Was 14 Senkrechts Fahne ziert, domestiziert. **10** Stellt manchmal nach und häufig Unbestelltes zu. **12** «Leicht rostanfälliges Schwermetall»-haltige frostbeseitigende Tätigkeit. **14** Ein nicht allzu grosser, Innerschweizer Tourismus-Faktor. **17** Sagenhaft! Der Knappe nahm mit Excalibur mühelos die Hürde zur Königswürde. **19** Eine Tüte voll Luft für den Notfall. **21** Offensichtliches Positivum an heimischen Flaggen und Wappen. **22** Sprachlich dient der Wink oder Fingerzeig zugleich als Zeichen der Erkenntlichkeit. **23** Versorgt – etwas länger als der grösste höhere Säuger – die Nordsee mit Rheinwasser. **24** Die grosse Violine ist eigentlich ein kleiner Violone.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 671



Waagrecht — **5** MARSEILLAISE **12** [VIEL]-[LEICHT] **14** (Gute) LUISE: Birnensorte, weltweit erstes Polizeischwein **15** ZICKZACK **17** [SAMS]TAG: das Sams aus den Büchern von Paul Maar **18** HEUTE **19** TATAR **20** TREUE: Anagramm von «Euter» **22** BRITE **24** ETRANGER: franz. Ausland/Ausländer **26** KORRELATION **30** DUENN **31** GNASEG: rückwärts «Gesang» **32** ESC (ape-Taste): engl. Flucht

Senkrecht — **1** PRISMA **2** PILZARTEN **3** BI: kurz für bisexuell **4** PEACE: engl. Frieden **5** MAUSGRAU **6** AVIATIKER **7** SEESTERN: Das Ikosaeder wurde bei Platon mit Wasser assoziiert. **8** ELITAER: Anagramm von «Atelier» **9** LICHT **10** ACKERN **11** (David-)STATUE **13** (Bergst)EIGER **16** ZUEGIG **21** ERNST **23** Der TON macht die Musik (c'est le ton qui fait la musique). **25** (M)AAS(tricht) **27** LAX **28** TEA: engl. Tee **29** OE: der Buchstabe ö

Lösungswort — **HACKBRETTER**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



★
KUBA
HAT EINEN
NEUEN
BOTSCHAFTER
IN ZÜRICH:

MANUELS

CIGARS • COFFEE • RUM

ZIGARREN-LOUNGE MIT 40 PLÄTZEN. LÖWENSTRASSE 12, 8001 ZÜRICH. WWW.MANUELS.CH